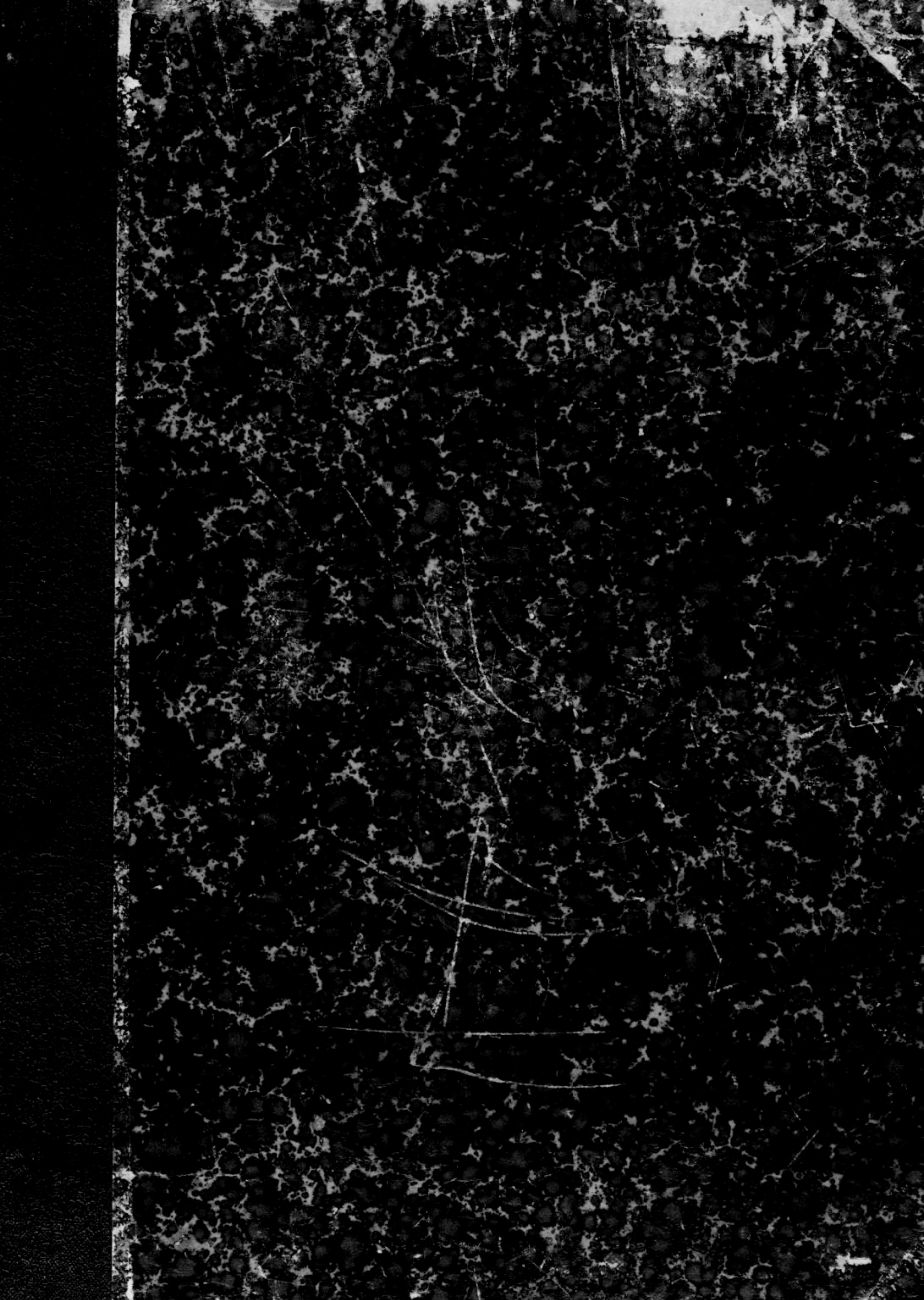


Schlesien

6. Jahrgang 1912/13



Illustrierte Zeitschrift für die Pflege heimatlicher Kultur

Zeitschrift des Kunstgewerbevereins für Breslau u. die Provinz Schlesien

Phönix - Verlag
Fritz u. Karl Siwinna
Breslau und
Kattowitz

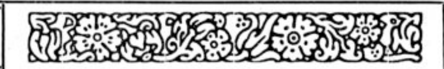


Inhalts-Verzeichnis des VI. Jahrgangs

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert)



Schlesien



Seite

I. Abhandlungen

II. Gedichte

III. Romane und Erzählungen



Schlesische Chronik



I. Kleinere Abhandlungen

A. Aus großer Zeit:

B. Zur Jahrhundertausstellung der Stadt Breslau:

C. Zu Tagesereignissen:

D. Aus der Sammelmappe:

E. Zur Volkskunde:

F. Verschiedenen Inhalts:

II. Bauten

III. Denkmäler und Gedenktafeln

IV. Einweihungen

V. Funde

VI. Jubiläen

A. Besitzjubiläen:

B. Behörden und Vereine:

C. Kirchen und Schulen:

VII. Kleine Beiträge

Altertümliches:

Aufsichtswesen:

Ausgrabungen:

Bergbau:

Bildungswesen:

VIII. Kleine Chronik

Seite

IX. Persönliches

X. Sport

Allgemeines:

Flugsport:

Rad- und Automobilsport:

Rennsport:

Schwimmsport:

Kunst und Kunstpflege

Von Nah und Fern

Beilagen

Abbildungen

III. Denkmäler und Gedenktafeln

IV. Gemälde etc.

V. Kunst und Kunstgewerbe

Seite

VI. Landschaftsbilder

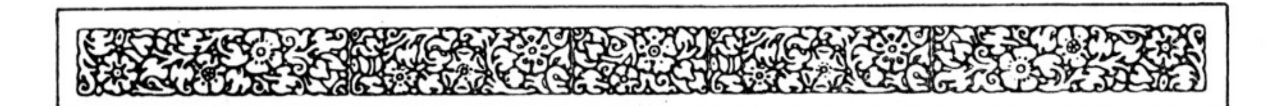
VII. Naturwissenschaft und Naturdenkmäler

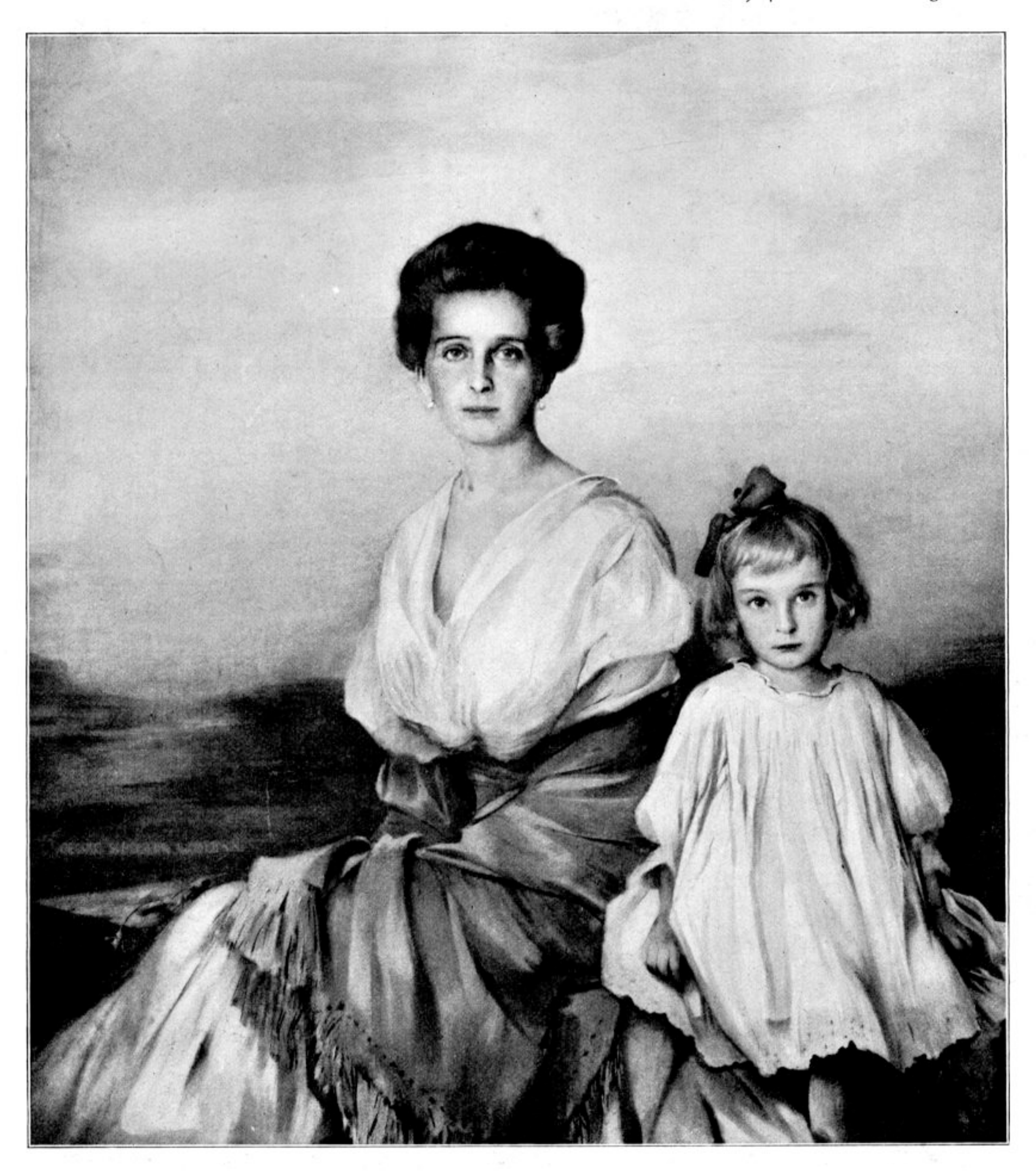
VIII. Porträts

IX. Sportbilder

X. Tagesereignisse

XI. Verschiedenes





Mutter und Kind
Bildnis
Nach einem Gemälde von Georg Schuster-Woldan

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ



6. Jahrgang Nr. 1 1. Oktober 1912

phot. F. Milert in Sprottau

Schloß Milkau, im Kreise Sprottau
Erstes Nachtquartier Friedrichs des Großen auf schlesischem Boden



phot. Dr. Richter in Breslau

Aufgedeckte Siedlung aus der Steinzeit bei Alt-Gandau, Kreis Breslau

Zur Provinzialgeschichte

Friedrichs erstes Nachtquartier auf schlesischem Boden.

Es ist gewiß nur wenigen bekannt, daß Friedrich der Große samt seinem Stabe bei seinem ersten feindlichen Einrücken in Schlesien am Abende des 16. Dezembers 1740 sein erstes Nachtquartier in dem dem Fürsten von Carolath gehörigen Schlößchen Milkau, Kreis Sprottau, nahm. Der König selbst hatte eine Giebelstube in dem Gebäude inne, das damals noch ein hölzernes Obergeschoß trug. Heut ist das romantisch gelegene und von einem alten, jetzt trockenen Burggraben umzogene Schlößchen die Wohnung des Verwalters der Fürstlich-Carolathschen Besitzung Milkau. F. Mielert

Ausgrabungen

Vorgeschichtliche Funde bei Alt-Gandau, Krs. Breslau.

Auf der Feldmark von Alt-Gandau, Kreis Breslau, liegt am Wege nach Zweibrodt eine Sandgrube des Dominiums, in welcher vor kurzem eine Ausgrabung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer interessante Funde freilegte. Bei der Sandentnahme waren schon seit längerer Zeit von den Arbeitern mit schwarzem Boden gefüllte, Scherben und Tierknochen enthaltende Vertiefungen angeschnitten und auch vereinzelt wohlerhaltene Gefäße und Menschengebeine gefunden worden. Eine daraufhin mit Genehmigung des Grundherrn, Rittmeisters von Johnston auf Sadewitz, eingeleitete systematische Untersuchung legte 18 Fundstellen frei.

Es ergab sich, daß hier zunächst während der jüngeren Bronzezeit eine Ansiedlung bestanden hatte, von der einige Hüttenplätze aufgedeckt werden konnten. Der Fortgang der Grabung zeigte, daß jener von dem wasserreichen Kaschinebach umflossene, inmitten guten Acker- und Weidelandes hoch und frei gelegene Platz schon damals nicht zum ersten Male menschliche Wohnstätten trug, sondern daß bereits ein bis zwei Jahrtausende vorher auf ihm eine Siedelung von Steinzeitbauern gestanden hatte.

Unsere obere Abbildung zeigt die unter der Humusdecke verborgenen Reste eines solchen Gehöftes. Im Vordergrunde liegt die große Wohngrube, in der sich spärliche, aber zur Datierung hinreichende Reste des einstigen Hausrats fanden. Zur Linken des Beschauers zeigt sich — etwas weiter zurück — die flache Kochgrube, in der noch Fragmente des rot gebrannten Lehmestrichs lagen, auf dem damals das Herdfeuer brannte. Dicht hinter der Wohngrube endlich sieht man eine kleinere Vertiefung, die man etwa mit unserem Keller vergleichen könnte, in der ein jetzt durch Erddruck zersprengtes, großes Vorratsgefäß aufrecht stand, dessen Scherben deutlich sichtbar sind. Ueber der gesamten Anlage hat man sich natürlich einen hölzernen Oberbau zu denken, dessen Wände mit Lehm beworfen waren, von dem sich noch Teile mit Abdrücken von Rutenflechtwerk gefunden haben.

Nach der Sitte der damaligen Zeit begrub man die Toten dicht neben den Wohnstätten der Dorfgemeinde und häufig sogar im Innern ihrer einstigen Behausung. So legte Herr Altertumspfleger Ullrich das in der Abbildung 2 wiedergegebene Skelett frei, welches in einer Erdmulde bestattet lag, die man im Boden einer Wohngrube, vermutlich der des Toten, ausgehoben hatte. Der Leichnam ist in der bekannten Hockerlage d. h. mit angewinkelten Armen und Beinen niedergelegt; ihm zu Häupten stand ein Napf und in diesem ein infolge späterer Einflüsse zerborstener Krug mit der Wegzehrung für die Reise ins Totenreich. Die zur Schulter erhobene linke Hand umspannte noch fest ein zierliches Trinkgefäß.

Ein weiteres Grab barg nur den auf dem Leibe liegenden Unterkörper eines Erwachsenen. An Stelle des fehlenden Oberkörpers lag ein schwerer Feldstein. Wenn man nicht annehmen will, daß irgend ein Zufall den Stein später an diesen Fleck gebracht hat, ist hier an eine sogenannte Teilbestattung zu denken, für die sich in der älteren Vorgeschichte Schlesiens schon mehrfach Parallelen gefunden haben.

Die Grabbeigaben und das keramische Inventar der steinzeitlichen Wohngruben gehören zum Formenkreis der Bandkeramik, der ältesten bisher nachweisbaren Besiedlungsepoche Mittelschlesiens, deren bekannteste Fundstellen bisher Woischwitz bei Breslau und Jordansmühl, Kreis Nimptsch, waren.

Da zur Zeit nur ein schmaler Streifen zwischen jener Sandgrube und dem benachbarten, fruchtbestandenen Acker zur Untersuchung frei war, ist zu erwarten, daß die für später geplante Fortsetzung der Ausgrabung auf der anscheinend ziemlich ausgedehnten Fundstelle noch weitere wichtige Resultate ergeben wird.

Dr. Johannes Richter



phot. Dr. Richter in Berslau

Steinzeitliches Skelett aus Alt-Gandau, Kreis Breslau

Bauten

Die Hussitenkapelle in Nieder-Altwilmsdorf, Kreis Glatz. Am 27. Juli wurde die neue Kapelle in Niederaltwilmsdorf bei Glatz, im Volksmunde Hussitenkapelle genannt, durch den Großdechanten, Prälaten Dr. Scholz aus Grafenort, eingeweiht. An der Feier nahmen u. a. Landrat von Steinmann und Landesältester Müller (Nieder-Altwilmsdorf), teil.

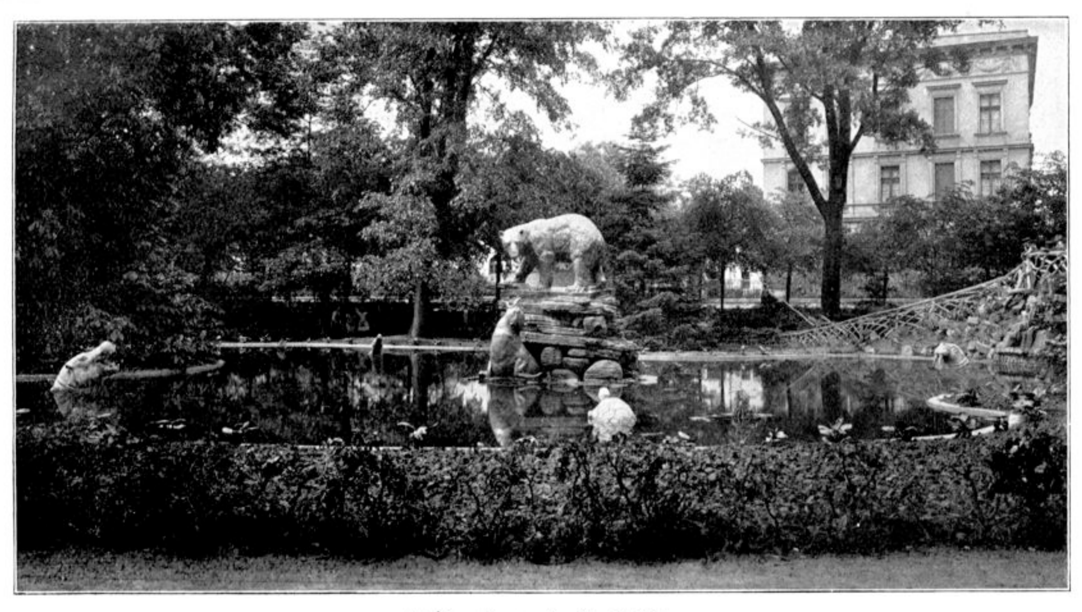
Die Kapelle steht an der Stelle, an der Herzog Johann von Münsterberg am 27. Dezember 1428 im Kampfe gegen die Hussiten seinen Tod fand. Am 14. Oktober 1424 schlossen der Glatzer Landeshauptmann Puta (Potho) von Czastalowicz und die Ritterschaft, Mannen und Stände der Lande Glatz, Frankenstein und Habelschwerdt zu Patschkau ein Defensivbündnis auf ein Jahr, sich innerhalb der Grenzen ihrer Bezirke gegen die Hussiten beizustehen. Daß die Besorgnisse der Glatzer nicht unbegründet waren, beweist die am 1. Dezember 1425 erfolgte Einnahme von Wünschelburg durch die Hussiten, die den Wünschelburger Pfarrer Megerlein lebendig verbrannten. Später fielen die Hussiten (Anfang Dezember 1428) in der Grafschaft Glatz ein. Sie sammelten ihre Scharen unter dem Schutze des Hummelschlosses bei Lewin und schoben sie dann auf der Straße Reinerz—Glatz bis Schwedeldorf vor. Hier lagerten sie vierzehn Tage und plünderten die benachbarten Ortschaften. Nach vielen Mühen war es aber dem jungen Herzog Johann von Münsterberg gelungen, ein kleines Heer Schweidnitzer und Breslauer um sich zu scharen. Am 27. Dezember 1428, nachmittags 5 Uhr, stieß er südlich von Niederschwedeldorf, zwischen Soritsch und Altwilmsdorf, auf das Heer der Hussiten. Mit einem mörderischen Feuer wurden die Schlesier empfangen. Die Hussiten hatten eine „Wagenburg" errichtet und auf dieser ihre Schießwaffen untergebracht. Das Ungewohnte dieser Taktik rief in den Reihen der Schlesier Verwirrung hervor, und die Dunkelheit erhöhte den Schrecken. Sie traten den Rückzug an, von den Hussiten verfolgt. Letztere zündeten die benachbarten Ortschaften an, um beim Feuer besser sehen zu können, und „lasen die Fliehenden auf wie die Hühnelein." Herzog Johann von Münsterberg wurde, als er über einen Graben setzen wollte und die schwere Rüstung sein Pferd in den Sumpf gezogen hatte, erschlagen. Auch die Hussiten kam der Kampf teuer zu stehen. Sie verloren einen großen Teil ihrer Streiter und zwei ihrer Führer, Wysso und Gyra. Herzog Johann fand seine Ruhestätte in einer Gruft der Pfarrkirche in Glatz. An der Stelle, wo er seinen Tod fand, wurde später eine Kapelle erbaut. In dieser berichtete folgendes Chronogramm über den Tod des Herzogs: Ioannes, prInCeps MonsterbergensIs pro patrIa Contra hVsIltas fortIter pVgnans oCCIsVs fVIt. Im Jahre 1800 ließ Thaddäus Lachnit, der Besitzer des Kapellengrundstückes, an Stelle der alten eine neue, größere erbauen. Als die Eisenbahnstrecke Glatz—Reinerz—Landesgrenze gebaut wurde, mußte die Kapelle niedergerissen werden. Für sie wurde nun in diesem Jahre unweit der Kreuz-Brauerei in Nieder-Altwilmsdorf mit großem Kostenaufwande die neue Kapelle erbaut. Den Bau führte Architekt Ludwig Schneider in Reichenstein aus. Ein Bild im Gewölbe der Kapelle stellt die Szene dar, wie Herzog Johann von Münsterberg von den Hussiten erschlagen wird. Der Adler des Giebelfeldes hält die Wappen von Schlesien und Münsterberg. Die Kapelle ist von ihrem Stifter, dem Landesältesten Müller in Nieder-Altwilmsdorf, der auch zu ihrer Unterhaltung eine größere Summe gestiftet hat, dem Kreise Glatz geschenkt worden.



phot. Ludwig Schneider in Reichenstein

Die Hussitenkapelle in Nieder-Altwilmsdorf im Kreise Glatz

Teichanlage in Leobschütz. Die Promenaden der Stadt Leobschütz haben durch die im Laufe dieses Jahres erfolgte Anlage eines originellen Teiches eine bedeutende Bereicherung erfahren. Der dortige Verschönerungsverein hatte für diesen Zweck Mittel bereitgestellt, die allerdings nicht ausreichend erschienen, als die von Bürgermeister Priemer mit der Ausarbeitung eines Entwurfes betraute Leobschützer Bildhauerfirma Rüger (L. Kneise) ihren Plan entwickelte. Durch die Opferwilligkeit des Brauereibesitzers Beyer, der sich zur Tragung der Kosten für die eigentliche Teichanlage bereit erklärte, und das Entgegenkommen der städtischen Körperschaften, die alle Nebenarbeiten auf Rechnung der Stadt übernahmen, wurde in letzter Stunde noch die Ausführung des Rügerschen Entwurfes ermöglicht. Der von altem Baumbestand umgebene, in seinen Außenlinien zwanglos seiner Umgebung angepaßte Teich umfaßt gegen 500 qm. In einer Mitte erhebt sich eine Felsgruppe, aus deren Höhlung sich der Vorderkörper eines Seelöwen hervorstreckt. Seinem Rachen entspringt ein Wasserstrahl, der bis zu einer Höhe von 15 Metern emporgeschleudert wird. Unterhalb der Wasserfläche ist ein Injektor eingebaut worden, der mit Luft vermischtes Teichwasser einsaugt und so den Wasserverbrauch auf ein Minimum reduziert. Die Felsgruppe krönt die riesige Gestalt eines Eisbären. Vier weitere Tiergestalten — Krokodil, Schildkröte, Walroß und Nilpferd — dienen in des Wortes wahrster Bedeutung als „Randverzierung." Sie erheben sich sämtlich nur mit ihrem Vorderkörper über den Spiegel des Teiches und schleudern je einen gewaltigen Wasserstrahl aus den geöffneten Rachen in der Richtung der Mittelgruppe. Seerosen und Papyrus



Teichanlagen in Leobschütz

die in großen, in die Teichsohle eingelassenen Pflanzkübeln wurzeln, beleben die Wasseroberfläche. Für das nächste Jahr ist eine Besetzung des Teiches mit Ziervögeln in Aussicht genommen. Ein Nistraum ist in der Felspartie der Mittelgruppe bereits vorgesehen.

Die ganze Anlage ist in Kunststein ausgeführt, einer Mischung aus Zement, Granit und Marmormehl. Bei Benützung dieses vollkommen wetterbeständigen Materials verringerten sich die Anlagekosten um etwa die Hälfte. Die von dem Personal der Firma Rüger nach den Entwürfen ihres Betriebsleiters, A. von Wisoczki, ausgeführten Tiergestalten wurden anfangs in Ton modelliert und dann in Gips geformt. In diese Formen wurde später die Materialmasse eingebracht. A.

Jubiläen

Zum 200 jährigen Jubiläum des Gymnasiums in Hirschberg i. Schl. Das königliche Gymnasium in Hirschberg rüstet sich, in diesem Jahre sein 200 jähriges Bestehen zu feiern. Die Geschichte dieser Anstalt ist bemerkenswert genug, um auch weitere Kreise zur Teilnahme anzuregen. Nachdem die Stadt im Jahre 1524 die Reformation angenommen und 1566 im neu errichteten Gebäude eine Lateinschule mit lutherischen Lehrern eröffnet hatte, wurde 1690 der katholische Kultus wieder vorherrschend, und Jesuiten übernahmen die Leitung der Anstalt. Als aber die evangelische Gemeinde durch die Altranstädter Konvention die Erlaubnis zur Erbauung einer Kirche, der weitbekannten Gnadenkirche zum Kreuze Christi, erhielt, begründete sie 1709 eine evangelische Schule. Mit der wachsenden Schülerzahl und dem steigenden Verlangen der Eltern nach einer höheren Bildung für ihre Söhne baute sich die Schule nach und nach zu einer Lateinschule aus und wurde am 28. September 1712 durch die feierliche Einführung des Rektors Steinbrecher sowie die Eröffnung einer Prima, für die der neue Leiter 22 Schüler aus Torgau mitbrachte, zur Vollanstalt erhoben. Ein reizvolles, wenn auch nicht nach allen Seiten unbedenkliches Bild des Schullebens entfaltete sich nun in der alten Boberstadt. Mit Degen zogen die Schüler einher; mehr Studenten als Schüler in unserem Sinne, unternahmen sie ihre Fahrten in die Dörfer und Berge. Ihre größten Tage aber waren es, wenn ein „actus dramaticus agiert" werden sollte. Der Rektor dichtete dann den Text dazu, der wortreich und mit Gelehrsamkeit überladen war. Die Sekundaner und Primaner aber zogen aus, um in den Städten und Dörfern der Umgegend die Einladung zu verbreiten. Bis Landeshut und Löwenberg dehnten sie ihre Gänge aus.

Die Anstalt wollte Bürger- und Gelehrtenschule zugleich sein; daher wurde Französisch in den Lehrplan eingestellt, Naturlehre in allen Klassen getrieben und Technologie neben deutschem Briefstil, besonders auf der Mittelstufe, gelehrt. Ein trefflicher Erzieher muß der Rektor Moritz gewesen sein, der regelmäßige schriftliche Zensuren einführte und eine Bibliothek für die Schüler begründete. Ihm folgte Gotthelf Wilhelm Körber, ein hochbedeutender Mann, der die Schule zu hoher Blüte brachte. Mancherlei philantropische Einrichtungen, wie Gerichtsbücher einzelner Klassen, zeigen, daß er mit hingebendster Liebe auf die Erziehung den höchsten Wert legte. Dabei war er sehr gelehrt und verkehrte freundschaftlich mit Friedrich August Wolf. Er verfaßte ein umfangreiches Gutachten über die Reorganisation des Lyzeums und hatte die Freude, daß seine Vorschläge im Ministerium, besonders bei Süvern, die verdiente Beachtung fanden. Als 1812 das Lyzeum den Titel „Gymnasium" erhielt, durfte sich Körber sagen, daß er auf die Neugestaltung des höheren Schulwesens mitbestimmend eingewirkt habe. Den lebendigsten Anteil nahm die Anstalt an den großen Ereignissen des Jahres 1813. Es ist rührend zu lesen, wie die Sekundaner von den ausziehenden Kameraden, unter denen sich auch ein Sohn Gneisenaus befand, Abschied nehmen, wie sie die verwundet Heimkehrenden umarmen, wie sie in dem zum Lazarett umgewandelten Klassenraume die leidenden Vaterlandsverteidiger pflegen helfen.

Auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß das Gymnasium noch recht eigenartige Erinnerungen aus dem 19. Jahrhundert hat. So starb hier 1827 Preußens ältester Primaner, Linke aus Greiffenberg, der 1788 nach Prima aufgenommen wurde und 39 Jahre, bis zu seinem Tode, darin verblieb. Im Jahre 1848 bildete sich aus Schülern und Lehrern eine Abteilung der Bürgerwehr zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Seit 1817 war bereits der Turnunterricht vom Oberlehrer Ender eingeführt, der aber 1820 auf höheren Befehl wieder aufgehoben wurde; erst 1839 erfolgte seine Wiedereröffnung. Eins, was das Hirschberger Gymnasium vielen anderen ähnlichen Anstalten voraus hat, ist seine schöne Umgebung, und die kann man ihm nicht nehmen.



phot. A. Nohl in Breslau

Aufgeteilte Grenzwegstrecke bei Preußisch-Herby

Zur Feier des 200 jährigen Jubiläums der Anstalt, die im Jahre 1858 vom Staate übernommen worden ist, wird unter den früheren Schülern Geld zu einem Kapital, von dessen Zinsen arme Schüler Stipendien erhalten sollen, gesammelt, und das Lehrerkollegium gibt eine Festschrift heraus. Den Glanzpunkt der Feier, die vom 26. bis 28. September stattfindet, soll ein historischer Festzug bilden. Arlt

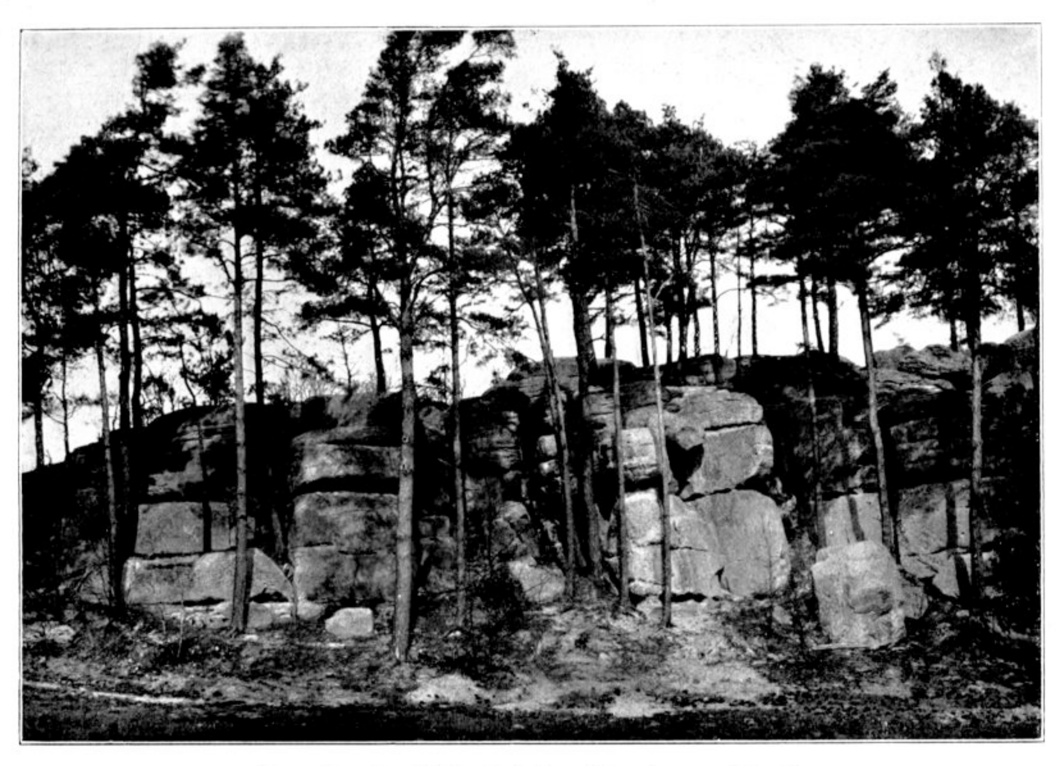
Verkehr

Veränderung im deutsch-russischen Grenzverkehr. Nachdem im vorigen Jahre eine Grenzkommission die deutsch-russische Grenze bereiste, sind jetzt einige Veränderungen in Wirksamkeit getreten. Um Grenzvorfälle zu vermeiden, die an der deutsch-russischen Grenze häufig vorkamen, hat man den sogenannten neutralen Weg, der früher von Deutschen und Russen in gleicher Weise begangen werden durfte, geteilt. An den Uebergängen hat man diese Teilung sogar durch Zäune vorgenommen (siehe obiges Bild), während die Aufteilung der übrigen Strecken des Grenzweges durch Gräben erfolgt ist. Die russischen Posten können also nicht mehr im Zweifel sein, welcher Teil des Grenzweges zu Rußland bezw. zu Deutschland gehört. Vielleicht werden die unangenehmen deutsch-russischen Grenzvorfälle, die sehr schwer ihre gerechte Aufklärung fanden, nunmehr aufhören. Im übrigen kann man die Wahrnehmung machen, daß die Zahl der russischen Posten bedeutend vermehrt worden ist, ein Zeichen, daß der Schmuggel immer noch in Blüte stehen muß. In vieler Beziehung ist er allerdings bedeutend geringer geworden. Der Spiritusschmuggel z. B. hat fast ganz aufgehört; nur selten sieht man noch Schwärzer mit Spiritusblasen. Letzterer ist nämlich jetzt in Rußland billiger und besser als bei uns. Nohl

Aus der Sammelmappe

Verachtete Handwerke in alter Zeit. Das Mittelalter mit seinem Zunftwesen und der damit zusammenhängenden scharfen Abgrenzung der einzelnen Gewerbe hat nicht nur zur Ueberhebung unter den Handwerkern, sondern auch zur Verachtung einzelner Gewerbe beigetragen. Ganz besonders stark machte sich die Verachtung dem uralten Stande der Schäfer gegenüber bemerkbar, so daß man denjenigen sogar für unehrlich erklärte, der Schäfer war oder von einem Schäfer abstammte. Eines Schäfers Sohn wurde in kein Handwerk aufgenommen, infolgedessen der Sohn stets das Gewerbe seines Vaters ergreifen mußte. Ein altes Stadtbuch erzählt von einem Burschen, der sich einem Handwerk widmen wollte, aber beschuldigt wurde, vorher Schäfer gewesen zu sein, daß er erst eine schriftliche Erklärung beibringen mußte, wonach er keine Beziehungen zu dem verachteten Gewerbe gehabt habe. Das Schriftstück hat folgenden Wortlaut, den wir nach der Chronik von Goldberg wörtlich wiedergeben: „Der Scholze zu Hermannsdorf mit zwei Schöppen zeiget vor dem Rothe an, daß Nicol Goldner vom Vatir und Muttir ehrlich geboren sey, und hot den Leuthen gedynet, als ein frumm Knecht, und hot nur zu Zeyten im Dynste Schoffe und Sweyne gehütt, und wyssen nicht, daß er eynes gestraufft (das Fell abgezogen) hätte, und habe auch keinen Kerlam (kein Schäfer gewesen) gehalten". In demselben Buche finden wir auch einen Geburtsbrief für einen Lehrburschen, der folgenden Wortlaut hat und im Jahre 1490 ausgefertigt wurde: „Vor uns Ratsherrn haben Richter und Schöppen en Wolfsdorf im Rothe bekannt, daß Christoph Wile, Peter Wilens Sohn, von beyden Eltern, Vatir und Muttir, recht und ehrlich und frumm nach Auffassung der römischen Kirche geboren, nicht von Schafer Art, noch von anderer verstoßener Art, nicht von Wendischer Art, sondern von guter deutscher Art: Und wußten von ihm und den Seinen nichts denn Frommkeit und Güte nachzusagen. Doruff haben die Eldistin unserer Korschner (Kürschner) en uffgenummen, ihr Handwerk wie billig und recht ist, neben enen zu lernen". Hierbei erfahren wir auch, daß die Abstammung von Wenden ehrlos machte. Der Grund liegt wohl darin, daß man den Wenden früher tückisches Wesen und Untreue vorwarf.
Ob die Schäfer für ihren Erzmeister Jacob, der bekanntlich seinen Schwiegervater durch allerlei Kniffe und unter den Schäfern bekannte Mittel in seinem Besitztum übervorteilte, haben dulden müssen, läßt sich schwer ermitteln. So viel steht aber fest, daß sie später durch ihre Geschicklichkeit im Einrenken von Gliedern der Menschheit große Dienste geleistet haben und so wieder zu Ehren gekommen sind.

Ebenso verachtet wie die Schäfer waren die Musiker, die zum Tanz aufspielten, und mit dem Namen „Bierfiedler" bedacht wurden. Der Tanz galt eben damals in der Christenheit für ein sündhaftes Vergnügen und war eigentlich nur bei Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten geduldet. In einem alten Stadtbuche vom Jahre 1485 wird bemerkt, daß die Fleischerzunft eines Ihrer Mitglieder ausstoßen wollte, weil es einmal auf einem Tanzboden ein Instrument gespielt hatte. Der Stadtschreiber berichtet darüber folgendermaßen: „Anno



Das „Jungfernstübchen" in der Löwenberger Schweiz

1485 hat der ganze Roth wegen des ehrbaren Handwerks der Fleischer mitteln müssen, weil die Fleischer einen Mann, Andreani Löfflern, deswegen nicht in ihrer Zunft haben leiden wollen, weil er vor Zeiten zu Tanzen, Kirmissen und Huchzeiten uf der Laute um Lohn und Goben gedienet." Die Fleischer wandten sich an den Magdeburger Schöppenstuhl, von dem sie zur Antwort erhielten, daß sie den Mann immer in die Zeche nehmen möchten; denn er wäre ehrlich. Damit gaben sich die Fleischer aber nicht zufrieden. Der Rat mußte ihnen versichern, „daß er sie allerorten vertreten wolle, wo sie dieses ehemaligen Bierfiedlers und Lautenmeisters wegen Ungelegenheiten haben sollten mit ihren Kindern". Arlt

Naturdenkmäler

Das „Jungfernstübchen" in der Löwenberger Schweiz. Die im Bobertale liegende, alte Kreisstadt Löwenberg bildet eine reiche Fundgrube für Altertumsfreunde. Es sei nur an sein herrliches, altes Rathaus erinnert. Aber auch dem Naturfreunde bieten sich in der näheren und ferneren Umgebung der Stadt freundliche Bilder. Wenn wir den über dem Friedhofe liegenden Hospitalberg besteigen, auf dem sich das Wasserreservoir befindet, weist uns eine Tafel nach dem unweit gelegenen „Jungfernstübchen." (Siehe Bild auf dieser Seite). Wo das Moiser Tal in das Bobertal einmündet, erhebt sich die anmutige Löwenberger Schweiz. Ihr gegenüber, auf der Moiser Seite des Hospitalberges, liegt eine seltsam zerklüftete Felspartie, im Volksmunde das „Jungfernstübchen" genannt. Gigantische Felsblöcke hat die Natur hier aufeinander getürmt. Vom Zahn der Zeit zernagt, haben sie zum Teil recht seltsame Formen und erinnern lebhaft an die Felsen der Sächsischen Schweiz. An dieses schöne Naturdenkmal knüpft sich eine Sage, die Bergemann, einer der beiden Chronisten Löwenbergs, in seinem Roman „Otto und Klara" anschaulich schildert. Vor dem Forum der Geschichtsforschung vermag sie allerdings nicht zu bestehen. Wir wollen aber hier kurz berichten, wie sie im Volke erzählt wird. Zur Zeit der Hussiteneinfälle gegen 1427 gehörte das Burglehn Löwenberg dem Ritter Konrad von Nimptsch. Dieser hatte einen Sohn, Otto mit Namen, der die schöne Tochter eines der reichsten Ratsherrn der Stadt liebte. Die Stadt, wie auch die Burg hatten alles Nötige vorbereitet, um die Hussiten abzuwehren. Die Jungfrauen der Stadt, unter ihnen auch Ottos Braut, hatten im Nonnenkloster Zuflucht gefunden. Als aber die Angriffe der Hussiten immer heftiger wurden, gab Otto dem ihm treuergebenen Kellermeister der Burg, Gebhard, der mit allen Geheimnissen des Schlosses vertraut war, die Weisung, die Jungfrauen in Sicherheit zu bringen. Gebhard führte sie in die Keller der Burg hinab und von da durch einen unterirdischen Gang in eine, zu obiger Felsengruppe gehörige kleine Höhle, wo sie bis nach überstandener Gefahr blieben. Um die vom Zauber der Sage umsponnene Felsengruppe der Allgemeinheit zu erhalten, hat die Stadt Löwenberg das Jungfernstübchen vor Jahresfrist angekauft. Liebelt

Persönliches

Der für das am 15. Oktober beginnende Studienjahr 1912/13 zum Rektor der Universität Breslau gewählte ordentliche Professor der evangelisch-theologischen Fakultät, Geh. Konsistorialrat Dr. **Franklin Arnold** wurde am 10. März 1853 zu Williamsfelde im Staate Ohio geboren. Seine erste Anstellung erfolgte am 1. April 1879 als ordentlicher Lehrer am Wilhelms-Gymnasium in Königsberg, wo er bis zum 31. Oktober 1888 verblieb. An der Universität Königsberg promovierte er 1882. Hier habilitierte er sich auch am 21. Oktober 1886. Im Jahre 1888 erfolgte seine Berufung als außerordentlicher Professor der evangelisch-theologischen Fakultät an die Universität Breslau, an der er am 10. September 1895 zum ordentlichen Professor für das Fach der Kirchengeschichte (neutestamentliche Exegese) ernannt wurde. Am 3. August 1911 wurde ihm der Charakter als Geheimer Konsistorialrat verliehen.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann

I.

. . . . . „So ist denn nach zehnmonatlicher Arbeit das große Werk gelungen! Vollendet steht der Querschlag, der die Mathildegrube mit der Grube „Glück auf“ verbindet, und eifriger als je kann jetzt Kohle gefördert werden! Allen, die sich um dieses Werk verdient gemacht haben, gebührt der Dank, den ich im Auftrage der Herren Gewerken*) Ihnen allen ausspreche! Den Beamten der Mathildegrube, der gesamten Belegschaft bringe ich ein dreifaches „Glück auf.“

Hundertstimmiger Widerhall, Musik, Böllerschüsse.

Der Bergrat von Muvius, der soeben die Festrede gehalten hatte, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stieg langsam die Treppe hinunter, die von der eigens dieser Festlichkeit wegen erbauten Rednertribüne zum großen Platze vor den Schachtgebäuden der Mathildegrube hinunterführte.

Schon aber eilte der Berginspektor Gansert die Stufen der Rednertribüne empor, und nachdem er sich noch rasch seinen dunkelroten, mächtigen Schnurrbart zurechtgestrichen, rief er mit Stentorstimme in die hundertköpfige Festversammlung hinein:

„Kameraden! Vergessen wir des Mannes nicht, der uns zu allen Zeiten ein Vorbild und ein gütiger Vorgesetzter gewesen ist. Ein dreifaches „Glück auf“ unserem verehrten Bergrat, Herrn von Muvius!“

Mit Jubel stimmten die Bergleute in den Ruf ein. Eine Anzahl der älteren Häuer machte sogar den Versuch, den Bergrat auf die Schultern zu nehmen, um ihn im Triumph umherzutragen; aber der alte Herr wehrte ab.

Von den beiden Tanzplätzen her, die auf großen, gedielten Podien aufgeschlagen waren, klangen die Tanzweisen der Musikkapellen, und die Menge, die sich um die Rednertribüne geschart hatte, eilte zum Tanz oder nach den großen Zelten, in denen die Büfetts aufgeschlagen waren.

Das war wirklich ein Bergfest, das sich sehen lassen konnte, das heut gegebene, und den Gewerken der Mathildegrube machte es alle Ehre.

Wie verändert das ganze Leben und Treiben auf der Mathildegrube gegen sonst aussah. Da stand wie immer das hohe Gebäude der Wasserhaltungsmaschine, mit dem eisernen Ausblaserohr auf dem Dache, aus welchem in regelmäßigen Pausen der verbrauchte Dampf der riesigen, fünfhundert Pferdekräfte haltenden Maschine herausgestoßen wurde, daß es klang, als atme schwer ein Ungeheuer. Neben dem langgestreckten Kesselhause stand der hohe, steinerne Dampfschornstein, aus dem die Rauchwolken quollen, wie immer Tag und Nacht; denn die gewaltige Wasserhebemaschine durfte nicht sechs Stunden still stehen, ohne daß sich im Bergwerk die unterirdischen Wasser in gefahrdrohender Weise ansammelten, das Bergwerk „ersoff“, wie der Bergmannsausdruck lautet. Dort stand der hohe, mit Teer geschwärzte Förderturm über dem Schachte, aus dem an Arbeitstagen die Fördermaschine die kleinen Wagen, mit Steinkohle gefüllt, in ununterbrochener Folge herausholte. Diese kleinen, mit Kohlen gefüllten Wagen, „Kasten“ genannt, waren sonst die Hauptsache hier auf dem Platz vor dem Förderturm. Um sie drehte sich alles. Um sie bemühten sich die „Anschläger“, die sie bei der Ankunft von dem Fahrgestell, der „Schale“, herabstießen und den Mädchen in der bunten polnischen Tracht übergaben, die als Wagenstößerinnen auf den Bergwerken „über Tage“ arbeiteten. Die Mädchen stießen diese Kasten fort auf kleinen Eisenbahnschienen bis zu einer Halde, einem mächtigen Berge vorrätiger Kohlen, und die Arbeiter auf der Halde warfen die Kasten um, so daß ihr Inhalt herausfiel und den Kohlenberg noch vermehrte. An anderer Stelle aber wurden die beladenen Kasten zu je zehn auf den schmalspurigen Schienengleisen zu einem „Zuge“ vereinigt, der, wenn er losgelassen wurde, mit rasender Geschwindigkeit den „Bremsberg“ hinunterfuhr. Aber dieses Vergnügen durfte sich der Zug nicht ohne Gegenleistung gestatten. Er mußte durch die eigene Schwere einen Zug mit leeren, entladenen Kasten den Bremsberg gleichzeitig hinaufziehen. Am Fuße des Bremsberges aber lag die Verladestelle, wo die Kasten ebenfalls umgestürzt wurden, damit ihr Inhalt in die bereitstehenden Eisenbahnwagen falle, in welchem die Steinkohle ihre große Reise antreten sollte.

Die Kasten waren sonst die Hauptsache, und mit Argusaugen überwachte und notierte sie

*) Die Gewerken sind die Besitzer des Bergwerks.

der alte Siegner, der Kohlenmesser der Mathildegrube, der sein kleines Häuschen dicht neben dem Schachteingang hatte, damit er von dem Fenster dieses Häuschens aus jeden Kasten Kohle, der aus dem Bergwerk kam, sehen und anschreiben konnte. Diese schwarzen, von Kohle schmutzigen, von den Wassern aus dem Bergwerk noch triefenden Kasten waren sonst die Hauptsache über Tage. Heute aber standen sie müßig.

Die Plattform um den Förderturm ist mit Eisenplatten belegt, auf welchen man die Eisenräder der Kasten leicht hin- und herschieben kann, um sie in die schmalspurigen Schienengeleise hineinzudirigieren. Heute sind die Kasten zu einer Wagenburg zusammengefahren, und halb schmollend und halb erschreckt scheinen sie auf das ungewohnte Bild, das sie umgibt, hinzublicken. Nur Arbeitsgeräusch, Maschinengestöhn, Kommandorufe und das Rollen der Wagen sind sonst hier zu hören, Staub und Schmutz sind die Herren, und heut ist alles sauber gefegt, der große Platz ist aufgeräumt, und eiserne Röhren von gewaltigem Durchmesser, Schienenstapel und eiserne Feuerkörbe sind symetrisch geordnet; Die Gebäude sind mit Girlanden von Tannenreisig und Blumen geschmückt. Der große, schwarze Förderturm sieht in seinem Girlanden- und Fahnenschmuck geradezu komisch aus. Mit seiner teerschwarzen Grandezza macht er sonst einen recht protzenhaften Eindruck. Er sieht aus, als wollte er sagen: „Da seht nur die Kasten mit Kohlen, die ich ausspeie in rastloser Aufeinanderfolge, Tag und Nacht. Wer liefert Kohlen? Ich! Wer schafft den Reichtum aus dem Erdinnern? Ich!“

Heut sieht er mit sauersüßer Miene auf das bunte Treiben zu seinen Füßen. Er scheint ärgerlich über die dreisten Fahnen in deutschen schlesischen und blauweißen Farben, die um seinen Giebel flattern, so respektlos und zudringlich. Statt des sonstigen ernsten Arbeitsgeräusches klingt die Musik zweier Militärkapellen zu ihm herauf: einer deutschen Ulanen- und einer österreichischen Infanteriekapelle. Die Musiker sind in Uniform, und es gibt einen kleinen musikalischen Wettkampf zwischen ihnen, in dem die Oesterreicher wohl siegen werden; denn ihre Kapelle ist eine der berühmtesten in der Grenzgegend. Wir befinden uns nämlich hier an den östlichsten Grenzen des deutschen Reiches. Deshalb klingt auch rings um uns die polnische Sprache. Aber die Leute verstehen alle Deutsch; die meisten sprechen die deutsche und die polnische Sprache, und ihr Polnisch selbst ist nur ein Gemisch von Polnisch und Deutsch, das man despektierlich „Wasserpolnisch“ nennt.

Wenn wir nach Südost hinüberblicken, so sehen wir über dem dunklen Tannenwalde eine blaue, verschwimmende Masse. Das sind die Berge der Karpathen in Oesterreich-Ungarn. An manchen Tagen sieht man die Berge klar und deutlich. Das ist aber kein gutes Zeichen, dann gibt es bald Regen. Deshalb ist es schon um des Festes willen besser, daß sich die Karpathen heut nur in einem Schleier zeigen. Blicken wir aber nach Nordost, so sehen wir bis nach Rußland hinein. Die Mathildegrube liegt auf einer Anhöhe, und wir haben einen weiten Ausblick. Nicht nach dort hinüber muß man sehen, wo dunkelschwarze, durch keinen helleren Ton unterbrochene Rauchwolken aufsteigen, die so aussehen, als kämen sie von einer brennenden Stadt. Das sind die Rauchwolken von der „Norma“-Zinkhütte, wo hundert Zinköfen auf einem Platze stehen. Links von der Normahütte sieht man durch einen grauen Schleier, der, von den zahlreichen oberschlesischen Berg- und Hüttenwerken stammend, auch am Sonntag den Horizont umlagert, einen kegelförmigen, einzelnen Berg mit einem Gebäude auf der Spitze. Dieser Berg liegt schon eine Meile tief in Rußland, und das Gebäude auf seinem Gipfel ist eine berühmte Wallfahrtskirche.

Dem alten Siegner kam das Panorama, das er während seiner zwanzigjährigen Dienstzeit auf der Mathildegrube so oft gesehen hatte, heute ganz anders vor, als sonst. Feierlicher sah die Gegend aus. Das machte er war in Feststimmung und sah die Dinge mit anderen Augen an als sonst. Heut gefiel ihm sogar seine Dienstbude, die auch mit der Universalfarbe des Steinkohlenreviers, mit Steinkohlenteer, angestrichen war, aber von Sonne und Regen schon etwas grau aussah, als wollte das Alter auch bei ihr kommen. Heut trug sie eine Girlande, und an ihren vier Ecken prangten kleine Fahnen.

Siegner hatte ein scharf geschnittenes Gesicht mit einer tiefen, senkrechten Falte zwischen den Augenbrauen. Energie und Unbeugsamkeit drückte dieses Gesicht aus. Der Kopf, mit seinem fast trotzigen Ausdruck, saß auf einem Paar breiter Schultern, die zu einer gewaltigen Figur gehörten. Diese kräftige Mannesgestalt aber war „unvollkommen.“ Siegner hatte nur einen Arm, und der linke Aermel seines dunklen Jacketts hing leer herab und war in die linke Seitentasche des Kleidungsstückes gesteckt. Im Bergwerk war Siegner vor langen Jahren als Oberhäuer verunglückt. Der Arm war ihm dicht am Schultergelenk amputiert worden. Deshalb hatte er auch die Stellung als Kohlenmesser erhalten, weil er „unter Tage“ d. h. im Bergwerk, nicht mehr gut verwendbar war.

(Fortsetzung folgt)



Schlesien und die Meteoriten

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Carl Hintze in Breslau

Die aus dem Weltenraum zur Erde fallenden Stein- und Eisenmassen, die sogenannten Meteoriten, haben unsere Heimatprovinz bisher leider wenig bevorzugt. Unter den vierzehn bekannt gewordenen preußischen Meteoriten sind nur zwei schlesische, beides Steine. Ein schlesisches Meteoreisen kennt man noch nicht; von den preußischen liegt uns am nächsten der Fund von 1847 bei Seeläsgen im Kreise Schwiebus. Räumlich noch näher fielen aber am 14. Juli 1847 morgens 3¾ Uhr zwei Eisenmassen bei Braunau in Böhmen, eines der wenigen Beispiele, wo das Niederfallen von Meteoreisen beobachtet und mit allen Einzelheiten sicher festgestellt wurde.

Die beiden schlesischen Meteoriten gehören zur gewöhnlichen Art der Meteorsteine, den nach ihren zahlreichen rundlichen, kristallinischen Einschlüssen, den Chondren (χόνδρος-Kügelchen) sogenannten Chondriten, die wesentlich aus kieselsauren Salzen (Silikaten) bestehen.

Ein solcher Chondrit fiel am 22. März 1841 bei Grünberg. Der Landrat Prinz Friedrich von Schönaich-Carolath beeilte sich, alle Angaben von Augen- und Ohrenzeugen protokollarisch zu sammeln. Darüber berichtete dann der Apotheker Weimann in Grünberg unter dem 2. April im Grünberger Wochenblatt (17. Jahrgang Nr. 14, Seite 51). Leute aus Heinrichau waren hinter dem „Meil-Eichen-Kruge"[1]) mit Reisigbinden beschäftigt, als sie etwa um 3½ Uhr nachmittags „drei starke Donnerschläge gleich Kanonenschüssen hörten, ungeachtet bei sonst ganz heiterem Himmel und warmem Sonnenschein nur eine kleine, weiße Wolke im Scheitelpunkt sichtbar war." „Es erhob sich hiernach unmittelbar ein starkes Sausen in der Luft, das von Abend herzukommen schien, je mehr es sich näherte, immer stärker wurde, und sich zuletzt in einen Klang, gleich dem einer Orgel, hoch und niedrig, veränderte, welcher ungefähr fünf Minuten[2]) anhalten konnte." „Der Klang, je mehr er sich der Erde näherte, nahm wieder den Ton des Sausens an, und hierauf hörten die Arbeiter einen schweren Körper, gleich als wenn man einen Stein auf die Erde wirft; auffallen." Die Leute suchten nach und fanden in einer Entfernung von 100 bis 150 Schritt die Erde aufgelockert und darin einen Stein, „ohngefähr einen halben Fuß tief hineingeschlagen." Die Fundstelle war „im Kiefergehege auf Seifersholzer Terrain." Eine Feuer-Erscheinung ist beim Herabfallen des Meteoriten von jenen Arbeitern nicht bemerkt worden, doch will man eine solche in Sagan und Heinersdorf gesehen haben. Das dem Kanonendonner ähnliche Rollen wurde in Sagan, Züllichau, Neusalz, Schlawe und vielen Dörfern des Kreises gehört. Der aufgefundene Stein war nur an einer Seite von der für Meteoriten charakteristischen schwarzen Rinde umgeben, sonst von

[1]) Meileiche, eine zu Seifersholz gehörige Kolonie im Kreise Grünberg.

[2]) Diese Zeitschätzung ist selbstverständlich sehr stark übertrieben.

Bruchflächen, die den Stein als Bruchstück eines größeren erwiesen. Vor der Ablieferung des Steines an das Berliner Museum wurde er vom damaligen Breslauer Professor der Mineralogie Dr. Glocker in den Schlesischen Provinzialblättern vom April 1841 (Seite 352) beschrieben. Den Nachforschungen des Apothekers Weimann gelang es aber, von dem Meteoritenfalle vom 22. März noch einen Stein ausfindig zu machen[1]), der am 23. März in einem Brachfeld fast in der Mitte zwischen den Dörfern Heinrichau und Schloin gefunden wurde, nachdem sein Niederfallen am 22. März, nachmittags $3^1/_2$ Uhr von dort beschäftigten Arbeitern gehört worden war, ebenso wie das vorangehende, „Kanonenschüssen ähnliche Getöse", und das „fast mehr als fünf Minuten lange Sausen und Summen", das ein Ohrenzeuge „mit dem Sausen eines Schwarmes Hummeln verglich." Schloin ist von Meileichen etwa eine halbe Meile entfernt. Herr Weimann schenkte den bei Schloin gefundenen Stein der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur in Breslau. Ein 63 Gramm schweres Stück davon befindet sich heute im Breslauer Mineralogischen Museum. Die von Duflos (dem Vorgänger Polecks) ausgeführte Analyse ergab wesentlich Kieselsäure, Eisen und Magnesia.

Der zweite schlesische Meteoritenfall ereignete sich am 17. Mai 1879 nachmittags gegen 4 Uhr bei Gnadenfrei. Obgleich erst am folgenden Tage Graf L. v. Pfeil in Gnadenfrei davon erfuhr, so ist dessen hohem wissenschaftlichem Interesse zu verdanken, daß noch die wesentlichsten Erkundigungen eingezogen und ein großer Teil des gefallenen Materials gerettet werden konnte. Auf die in der Schlesischen Zeitung vom 20. Mai gegebene erste Mitteilung des Grafen Pfeil nahmen auch die Breslauer Professoren, der berühmte Astronom Galle und der Mineraloge v. Lasaulx an Ort und Stelle die Nachforschungen auf, worüber beide in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Sektion der Schlesischen Gesellschaft vom 28. Mai und dann durch Vermittelung Martin Webskys in der Sitzung der Berliner Akademie vom 31. Juli 1879 berichteten. Es wurden zwei Steine gefunden. Ein größerer, etwa ein Kilogramm schwerer, südlich von Gnadenfrei in der Richtung nach dem Dorfe Kleutsch zu, und ein etwas kleinerer nordöstlich im Dorfe Schobergrund. Das Niederfallen des größeren Steines wurde aus einer Entfernung von etwa 50 Meter wirklich beobachtet. Die Schuhmacherfrau Pauline Neumann aus Ober-Peilau wurde auf dem Felde östlich vom sogenannten Mittelberge bei leicht und größtenteils bewölktem Himmel plötzlich durch einen heftigen Knall wie von einem Kanonenschuß erschreckt, dem ein Knattern wie Kleingewehrfeuer folgte, sodaß die Frau im Walde östlich von Kleutsch Jäger vermutete. Im Weitergehen hörte sie kurz nachher ein starkes Summen oder Sausen und sah etwas mit dumpfem Schlage in den Acker fallen und den lockeren schwarzen Boden aufwerfen. Der mit schwarzer Rinde überzogene Stein wurde in dem etwa ein Fuß tiefen Loche gefunden. Leider wurde ein Stück davon abgeschlagen; aber dadurch gelangte die Nachricht von dem Falle an den Grafen Pfeil. Die Fundstelle des zweiten Steines war von der des ersten etwa drei Kilometer entfernt. Im Dorfe Schobergrund wußten mehrere Personen über erschreckende Donnerschläge und nachfolgendes Geknatter zu berichten. Jemand behauptete, nahe beim Dorfe an zwei Stellen etwas niederfallen gesehen zu haben; doch wurde zunächst nichts gefunden. Einige Zeit nachher bemerkte der Arbeiter Gagsch in seinem Acker ein Loch, senkrecht sechs bis acht Zoll tief, und darin einen etwa $1^1/_2$ Pfund schweren Stein, der leider aber in viele Stücke zerschlagen wurde, „da eine Menge Leute davon haben" wollten. Einige der verschleppten Stücke wurden durch die Bemühungen des Grafen Pfeil wieder herbeigeschafft. Von dem großen Gnadenfreier Stein besitzt das Breslauer Mineralogische Museum außer kleinen Splittern noch das zum größten Teil mit Rinde umgebene Hauptstück im Gewichte von 665 Gramm, vom Schobergrunder Stein nur ein Bruchstück von 34 Gramm. Beide Stücke sind echte Chondrite. Die kurze Zeit, die der Schobergrunder Stein im feuchten Ackerboden lag, war hinreichend, die Schmelzrinde und das Innere rostfleckig zu färben. Die von v. Lasaulx ausgeführte Analyse ergab (wie beim Grünberger Stein) wesentlich Kieselsäure, Eisen und Magnesia, berechnet als die Silikate Enstatit und Olivin, nebst Nickeleisen, Magnetkies und etwas Chromeisen.

Mit gewissem Bedauern schließt der Astronom Galle seinen Bericht über den „Fall Gnadenfrei". „Die Bewölkung des Himmels und die unsicheren und teilweise einander widersprechenden Angaben über den Verlauf der Schall-Erscheinungen lassen in dem vorliegenden Falle eine weitere Förderung der Aufschlüsse über die physikalischen Vorgänge bei dem Eintreten der Meteoritenschwärme in die Erdatmosphäre kaum noch erwarten, wie solche dem Berichterstatter früher bei seiner Berechnung des Pultusker Meteorsteinfalles sich dargeboten haben." Diese in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft (1868, Seite 79 bis 121) erschienene Berechnung der „Bahn des

[1]) Hierüber berichtete Göppert in der Breslauer Zeitung vom 9. Juni 1841.

am 30. Januar 1868 beobachteten und bei Pultusk im Königreiche Polen als Steinregen niedergefallenen Meteors durch die Atmosphäre", ausgeführt in Breslau, wesentlich auf Grund der in Breslau und Danzig gemachten Himmelsbeobachtungen, — das ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, und wohl von größerer Bedeutung für die Beziehungen Schlesiens zu den Meteoriten, als der Fund von zwei Chondriten in Schlesien. Am 9. Juni wäre der im Jahre 1812 (im Pabsthaus bei Gräfenhainichen zwischen Wittenberg und Bitterfeld) geborene Johann Gottfried Galle, der erst am 10. Juli 1910 von uns geschieden ist, hundert Jahre alt geworden. Wenn auch seine wissenschaftliche Unsterblichkeit in erster Linie auf seine Auffindung des Planeten Neptun gegründet ist, so werden ebenso wenig seine grundlegenden Meteoriten-Berechnungen vergessen werden.

Am 30. Januar 1868 um $7^1/_4$ Uhr abends wurden die Bewohner Warschaus durch das Erscheinen eines Meteors überrascht. „Es war[1]) ein überaus glänzendes Licht, hell wie Tageslicht, seinem Charakter nach einem elektrischen Lichte ähnlich." Etwa drei Minuten nach dessen Verschwinden wurde eine starke Detonation gehört, „wie von mehreren Kanonenschüssen, in Folge deren in manchen Häusern Fensterscheiben sprangen." Die Ursache jener Erscheinung war der $9^1/_2$ Meilen von Warschau entfernt an der Narew zwischen Pultusk und Ostrolenka im Distrikt Makow, Gouvernement Plock, niedergegangene Meteoritenfall. Es fielen viele Tausende, wahrscheinlich sogar Hunderttausende von Steinen über einen Raum von mehreren Quadratmeilen Ausdehnung. Die Leuchtkugel, aus welcher die Steine herausgeschleudert zu werden schienen, soll die Hälfte der scheinbaren Mondgröße gezeigt haben, und wurde in ganz Polen, einem Teile von Galizien, Ungarn, Mähren, Böhmen, in den Provinzen Schlesien, Posen, Preußen, ja bis Wernigerode am Harz, d. h. auf einem Raume von mehr als fünftausend Quadratmeilen, erblickt.

Die fast senkrechte Richtung, in der, vom mittleren Schlesien aus gesehen, das glänzend helle und verhältnismäßig lange andauernde Meteor nach dem Horizonte hin niederzufallen schien, hat in Schlesien wie auch in Posen mehrfache Täuschungen über den Ort des Niederfalles verursacht, den man in nächster Nähe vermutete. Ein vorzüglicher Beobachtungsort war in Breslau die an den Eingang der Werderstraße führende, damals sogenannte kleine Oderbrücke (jetzt dem südlichen Teile der Universitätsbrücke entsprechend). Von hier aus konnte nun Herr Premier-Leutnant v. Sichart die Erscheinung vom ersten Aufleuchten des Meteors bis zum Horizont verfolgen, soweit einige Trübung des Himmels es gestattete, und in Bezug auf die Sternbilder als deren genauer Kenner sich orientieren. Gleichzeitig konnte der Astronom der Danziger naturforschenden Gesellschaft, Dr. Kayser, das Meteor genau beobachten. An sich genügten schon diese beiden Beobachtungen in Breslau und Danzig für Galle zur Berechnung der Bahn des Meteors. Eine „verbesserte Bahnberechnung" aber wurde von Galle unter Berücksichtigung aller weiteren zahlreich eingegangenen Beobachtungen gegeben. Als Resultat ergab sich, daß „der Weg, welchen das Meteor vom 30. Januar 1868 genommen hat, eine stark von der Parabel abweichende Hyperbel war, und daß den Beobachtungen durch eine Parabel oder Ellipse nicht genügt werden kann." Die berechnete absolute Geschwindigkeit im Raume von 7,57 geographischen Meilen in einer Sekunde übertrifft erheblich die Geschwindigkeit eines in einer Ellipse oder Parabel an der Erde vorüber eilenden Körpers. Jedoch wird die planetarische Geschwindigkeit durch die Luft vermindert und endlich so weit aufgebraucht, daß die fortschreitende Bewegung durch die Rückwirkung der komprimierten Luft aufgehoben wird. Nach erfolgter Hemmung der einzelnen Steine des kometenartigen Schwarmes fallen diese nach den Gesetzen der Schwerkraft nahezu senkrecht auf die Erdoberfläche, und erlangen auf dem mehrere Meilen langen Wege zwar auch noch eine große, den Flug der Geschützkugeln übertreffende Geschwindigkeit, die jedoch nicht mit der planetarischen Geschwindigkeit in Vergleich kommt. Als erster hat es Galle auch ausgesprochen, daß der beim Herabfallen von Meteoriten gehörte Knall von der Kompression der Luft vor dem Meteoriten herrührt, nicht von dem Vakuum hinter dem Meteoriten. So hat Galle die moderne Erklärung durch die Kopf-Knallwelle richtig vorausgeahnt.

Auch später ist Galle dauernd dem Interesse an den Meteoriten treu geblieben. Noch der letzte Vortrag, den er im Alter von 82 Jahren in der Schlesischen Gesellschaft am 4. Juli 1894 und zwar in einer Sitzung der naturwissenschaftlichen Sektion im Mineralogischen Auditorium gehalten hat, behandelte das Thema: „Ueber die Bahn des hellen Meteors vom 4. Dezember 1893 und die für

[1]) Wie Szymanski unter dem 7. März 1868 im Neuen Jahrbuch für Mineralogie berichtete. Bald schloß sich eine ganze Literatur über den Fall an. Eine eingehende mineralogische Beschreibung der Steine wurde von G. vom Rath in der von der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde der Bonner Universität zum 3. August 1868 dargebrachten Jubiläumsschrift gegeben.

die Berechnung der Meteorbahnen dienenden Methoden.“ Wenn Galle auch seine letzten Lebensjahre in Potsdam zubrachte, so ist er doch auf seinen Wunsch in schlesischer Erde am 15. Juli 1910 auf dem Magdalenen-Friedhofe in Breslau bestattet worden. Aber gerade in Breslau, und zwar auf dem sogenannten „Großen Kirchhofe“ auf der Friedrich Wilhelm-Straße (jetzt mit den Nummern 42 bis 48 bezeichnet) hat seine letzte Ruhestätte auch der Mann gefunden, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts überhaupt erst wieder die Tatsache der Meteoriten zur Anerkennung brachte und ihren kosmischen Ursprung, die Herkunft aus fernen Himmelsräumen, überzeugend nachwies. Das ist der Physiker Ernst Florens Friedrich Chladni, allgemein bekannt durch die nach ihm benannten „Klangfiguren“. Geboren 1756 in Wittenberg, wo sein Vater unter dem Namen Chladenius juristischer Professor war, starb Chladni in Breslau auf der Durchreise am 4. April 1827.

Schon im Altertum hatte man Kunde von den Meteoriten. Auf solche sind wohl zwei Stellen in Homers Ilias zu beziehen. Als Meteoreisen ist wohl der Eisenblock zu deuten, den Zeus einmal seiner Gattin Hera an die Füße hängte und dann auf den Berg Ida herabfallen ließ. Meteorisch ist wohl die als „von selbst gegossen“ (*αὐτοχόωνος*) bezeichnete Eisenkugel gewesen, die von Achilleus als einer der Kampfpreise bei den Leichenspielen des Patroklos ausgesetzt wurde. Für sich spricht das Ancile, das zu den Zeiten des Numa Pompilius vom Himmel gefallene, schildförmige Eisen. Diogenes von Apollonia hat uns Kunde hinterlassen von dem Meteorstein-Fall von 467 v. Chr. bei Aegos Potamoi in Thracien an der Ostküste des Chersones; Stücke davon wurden noch zur Zeit des Plinius aufbewahrt. Im Mittelalter ging die Kunde von den Meteoriten völlig verloren. Der am 16. November 1492 bei Ensisheim im Ober-Elsaß gefallene Stein von 127 Kilogramm, und die am 26. Mai 1751 zu Hraschina bei Agram in Kroatien gefallenen, sogar durch gerichtliche Zeugenverhöre beglaubigten, über 48 Kilo schweren Eisenmassen wurden derart ignoriert, daß von vielen Forschern sogar die Möglichkeit derartiger Naturerscheinungen bestritten wurde. Da erschien 1794 (in Riga bei Hartknoch) das dünne Buch (nur 63 Seiten stark) von Chladni: „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderen ihr ähnlicher Eisenmassen, und über einige damit in Verbindung stehenden Naturerscheinungen.“ Jene Eisenmasse war 1749 auf einem Bergrücken zwischen Ubei und Sisim, zwei Nebenflüssen des Jenissei gefunden und vom Reisenden Pallas 1771 wieder aufgedeckt worden. Schon § 1 in Chladnis Buch lautet: „Der gefundene Stoff niedergefallener Feuerkugeln und die Pallasische, wie auch andere ihr ähnliche Massen sind ganz einerley.“ Anfangs fand Chladni mehr Widerspruch als Zustimmung und drang mit seiner Ansicht vom kosmischen Ursprung der Meteoriten erst durch, nachdem der gewaltige Steinfall von L'Aigle im Departement de l' Orne in der Normandie, am 26. April 1803 als demonstratio ad oculos nicht mehr wegzudisputieren war.



phot. Dr. J. Richter

Chladni's Grab in Breslau



phot. Haeckel in Berlin

Die Gnadenkirche in Albendorf

WAMBIERZYCE

Die Gnadenkirche in Albendorf

Von Gustav Riedel in Neisse

Der Ort Albendorf selbst ist anscheinend im zwölften Jahrhundert gegründet worden. Die Gegend war damals von dem slawischen Stamme der Tschechen bevölkert. Dichter Urwald herrschte überall vor. Die einzelnen Ortschaften führten tschechische Namen. So hieß das jetzige Rathen hradek, d. h. kleine Burg oder Schlößchen, und die Stadt Wünschelburg an der Heuscheuer hradkur, d. h. zum Schlosse gehörig. Etwa eine halbe Stunde von dem Schlosse Rathen entfernt, stand damals am Rande einer Schlucht eine mächtige Linde, an welcher sich ein seltsam geschnitztes Marienbild befand. Der Legende nach wurde im Jahre 1218 einem Blinden, der vor dem Bilde betete, durch einen von letzterem ausgehenden Lichtschein die Sehkraft wiedergegeben. Eine nahe der Linde befindliche Quelle, Marienbrunnen genannt, soll mit geheimer Kraft eine Wassersüchtige geheilt haben. Der oben erwähnte Bildstock ist noch jetzt vorhanden, obwohl die Linde längst gefällt worden ist. Er ist nahe dem Hochaltar der Gnadenkirche ausgestellt. Die kunstlose Schnitzerei, sowie die Beschaffenheit des Holzes lassen auf ein sehr hohes Alter schließen. Vermutlich verdankt es seine Entstehung dem damaligen Gutsherrn von hradek, der sich auch jedenfalls am Fuße der Linde begraben ließ. Die vollständig ausgemauerte Gruft wurde 1695 beim Erweiterungsbau der Kirche gefunden. In dreifachem Sarge lag ein Menschenskelett, welches nicht weniger als vier Ellen, drei ein Viertel Zoll oder nach unserem heutigen Maße 2,85 Meter lang gewesen sein soll. Die ganze Anlage der Gruft ließ darauf schließen, daß der daselbst Bestattete der Besitzer des Schlosses hradek war. Das erste Kirchlein Albendorfs war ein roher Holzbau ohne allen Schmuck. Die Erbauung dieser Kirche fällt ins Jahr 1263. Schon damals wurden große Wallfahrten nach dem Gnadenbilde bei Albendorf unternommen. Das erste Kirchlein mußte um 1512 einem größeren Platz machen. Es war dies die Ludwig von Pannwitzsche Kirche (1512 bis 1695). Die Reformationszeit und die Wirren des dreißigjährigen Krieges brachten manche Stürme über Albendorf. Wiederholt



phot. Haeckel in Berlin

Wallfahrer-Prozession in Albendorf

wurden Ort und Kirche geplündert; das Gnadenbild blieb jedoch merkwürdigerweise unbehelligt. 1695 wurde unter Daniel Paschasius von Osterberg, welcher das Gut Rathen gekauft hatte, mit dem inzwischen sehr notwendig gewordenen Neubau der Kirche begonnen. Der Kirchbau dauerte bis 1710. Damals besuchten schon 80 000 Wallfahrer jährlich den Ort. Das Interesse jenes Edelmanns wird dadurch erklärlich, daß er Augenzeuge einer damals alle Gemüter erregenden Erscheinung gewesen war und zu den elf Personen gehörte, die betreffs dieses Wunders von einer besonders eingesetzten kaiserlichen Kommission verhört wurden, nachdem man ihnen einen feierlichen Eid abgenommen hatte. Als Resultat der Untersuchung ergab sich damals, daß am 30. Mai 1679 gegen Abend zwei Stunden lang ein von der Kirche ausgehender, an 80 Schritt breiter Lichtschein beobachtet worden war. Osterberg, der früher das Gelobte Land besucht hatte und eine Aehnlichkeit zwischen dem Gelände am Salomonischen Tempel und der Umgebung Albendorfs zu finden glaubte, beschloß daraufhin, das Glatzer Gebirgsdörfchen in ein schlesisches Jerusalem zu verwandeln. Aus jener Zeit rühren daher auch die Benennungen „Kidron" für den das Dorf durchfließenden Bach, „Bethesda" für den nahegelegenen Teich, sowie die biblischen Namen für die umliegenden Berge her. 1711 starb Osterberg. Vor dem Pfarrhofe in Albendorf wurde ihm später in dankbarer Erinnerung ein Denkmal errichtet. Zwei Jahre nach dem Tode des Erbauers war die neugebaute Kirche infolge schlechter Ausführung der Pfeiler bereits baufällig, das Verweilen in ihr schien lebensgefährlich. Graf Götzen, der neue Besitzer von Albendorf, ließ 1716 mit dem Neubau der Kirche beginnen. Von der Osterbergschen Kirche blieb dabei nur wenig übrig. Die Kirche wurde im Renaissancestil erbaut, und dem würdigen Aufbau der Gnadenkapelle wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Hochaltar wurde ebenfalls im Renaissancestil erbaut. Die Figuren nähern sich jedoch vielfach dem Barock. Im Presbyterium wurden vier Nischen angebracht, in welchen die Statuen der Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregorius des Großen Aufstellung fanden. Zugleich mit dem Bau der herrlichen Fassade begann auch der der großen Stiege. Auf dem Geländer vor den kleinen Gärtchen stellte man die Statuen der vier Evangelisten auf, während auf den ersten Absatz des Frontispizes die Standbilder der zwölf Apostel kamen. Dieser Bau steht noch heute; nur die innere Einrichtung hat mancherlei Wandlung erfahren, und bedauerlicher Weise gab es eine Zeit, da infolge mangelnden Kunstverständnisses manche



phot. Haeckel in Berlin

Gläubige vor den Heiligenbildern in der Hauptstraße von Albendorf

schöne, alte Arbeit entfernt und durch Wertloses ersetzt wurde. Um so freudiger war es zu begrüßen, daß unter dem Pfarrer Emanuel Zimmer, einem Manne von großem Kunstverständnis, eine einheitliche Restaurierung der Gnadenkirche stattfand, welche sich auch auf den Kalvarienberg mit seinen Kapellen erstreckte.

Die äußere Renovation der Gnadenkirche wurde 1901 vollendet. Die innere, welche sich auf die ganze Kirche erstreckte, begann im Februar 1907. Man fing mit der Kommunionkapelle an. Hierbei kam der erste, sogenannte Osterberg'sche Hochalter, der lange Zeit unbeachtet geblieben war, wieder zu vollen Ehren. Die Kommunionkapelle ist hauptsächlich zur Entlastung des Verkehrs am Hochaltar der Gnadenkapelle angelegt worden. Das Deckengewölbe wurde von dem Maler Simon in Neisse mit Gemälden geziert; die Vorwürfe entnahm der Künstler hauptsächlich dem alten Testamente. Sie stellen das Opfer Melchisedechs, Abrahams Opfer, die Stiftung des Opferlammes und die Speisung mit dem Manna dar. Die Wandflächen versah Simon mit Gemälden aus dem neuen Testament: dem Abendmahl, der Brotbrechung in Emmaus, der Speisung der 5000 Mann und einer Szene aus der Bußpredigt. Die zweite und wichtigste Arbeit war die Renovation der Gnadenkapelle, des heutigen Presbyteriums. Sie ist in elliptischer Form erbaut und verjüngt sich nach oben. In einer Höhe von 60 Fuß wölbt sich über ihr die Kuppel der Kirche Ueber ihr erhebt sich die Laterne mit acht Fenstern, 12 Fuß hoch, dann folgt das Dach mit Knopf und Kreuz in einer Höhe von zusammen 28 Fuß, sodaß die Gesamthöhe 100 Fuß beträgt. Nach außen hin schließt die Kapelle mit der erwähnten herrlichen Fassade ab. Sie ist 60 Fuß breit und mißt bis zu ihrem mittelsten Endpunkte gegen 80 Fuß Höhe. Auf dem Hochaltare befindet sich das reich mit Silber verkleidete und innen vergoldete Tabernakel. Hinter ihm erhebt sich auf einem Baumstumpf der kostbare Schrein für das Gnadenbild. Der Stumpf stammt der Ueberlieferung nach von jenem Baume, an welchem sich das Gnadenbild zuerst befand. Das Ganze ist von einer Kuppel überdacht. Geschmackvolle, reiche Stuckarbeiten verleihen dem Presbyterium ein vornehmes Aussehen. In die vorhandenen Bildflächen fügte Maler Simon prachtvolle Oelgemälde, die Rosenkranzgeheimnisse darstellend, ein. In der Laterne der Kuppel brachte der Künstler in hellen, lichten Farbentönen „Mariä Krönung" an. Die acht Bildflächen der Kuppel zeigen: Christus am

Oelberge, die Geißelung Christi, die Dornenkrönung, die Kreuztragung, den Tod Christi am Kreuze, die Auferstehung, die Begegnung Christi und seiner Mutter und die Sendung des heiligen Geistes. Die Bilder sind Kolossalgemälde. Sie messen in der Länge etwa vier und in der Breite zwei Meter. Der Hochaltar wurde umgebaut und im Oberteil erneuert. Er zeigt jetzt reinen Barockstil. An Stelle der alten Altarfiguren, welche zu dem Stil des Hochaltars nicht paßten, traten zwei lebensgroße Engel, streng im Barockstil des Hochaltars gehalten, die auf das Gnadenbild hinweisen. Sie wurden gleichfalls im Simonschen Kunstatelier in Neisse von dem Bildhauer Klein ausgeführt. In die Gewölbebogen des Presbyteriums wurden unter Benutzung der bereits vorhandenen Füllungen die Bilder der zwölf Apostel eingemalt. Das ebenfalls von der Hand Simons gemalte Hochaltarbild stellt „Mariä Heimsuchung" dar. Die Pilaster im Presbyterium sind in Marmorimitation gehalten. Neben der Gnadenkapelle liegt die vorher erwähnte Kommunionkapelle. Der Raum über ihrer Tür bot dem Künstler Gelegenheit, bei seinen Maßen vier zu vier Meter ein großes allegorisches Gemälde, den „Born des Lebens" anzubringen. Gegenüber, in der Beichtkapelle, malte er auf gleichgroßem Raume die „Wiederkehr des verlorenen Sohnes".

Auf ein interessantes Buch macht Dr. Schroller („Schlesien" I, Seite 132) die Freunde Albendorfs aufmerksam. Das 1731 in Breslau erschienene Werk führt den dem schwülstigen Gebrauche jener Zeit angepaßten Titel: „Fruchtbarer und schattenreicher Lindenbaum" oder „Marianischer Albendorffer erneuerter Ehren- und Gnadenthron". Auf 500 Seiten zählt das Buch zahlreiche Namen von an jenem Gnadenorte Geheilten auf, und gewissenhaft werden bei den einzelnen auch die Gebrechen erwähnt, von welchen sie befreit wurden.



phot. Haeckel in Berlin

Kapellen in Albendorf
Im Hintergrunde die Wallfahrtskirche



Oberschlesischer Bauer
Gemälde von Paul Segieth
Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ



Verweht

Mir hat's den rechten Pfad verweht.
Keine Fußspur lastet, kein Wegarm steht
Auf der Straße. Noch immer schmerzt mich der Wind;
Weiß nicht, wo die andern gewandert sind.
Hoch durch die Bäume ein Rauschen geht.
Ich lausche. Es flüstert: Verweht, verweht . . .

Robert Hohlbaum

Bauten und Parkanlagen auf Berge- und Schlacken-Halden

Von A. Rauer in Mikultschütz

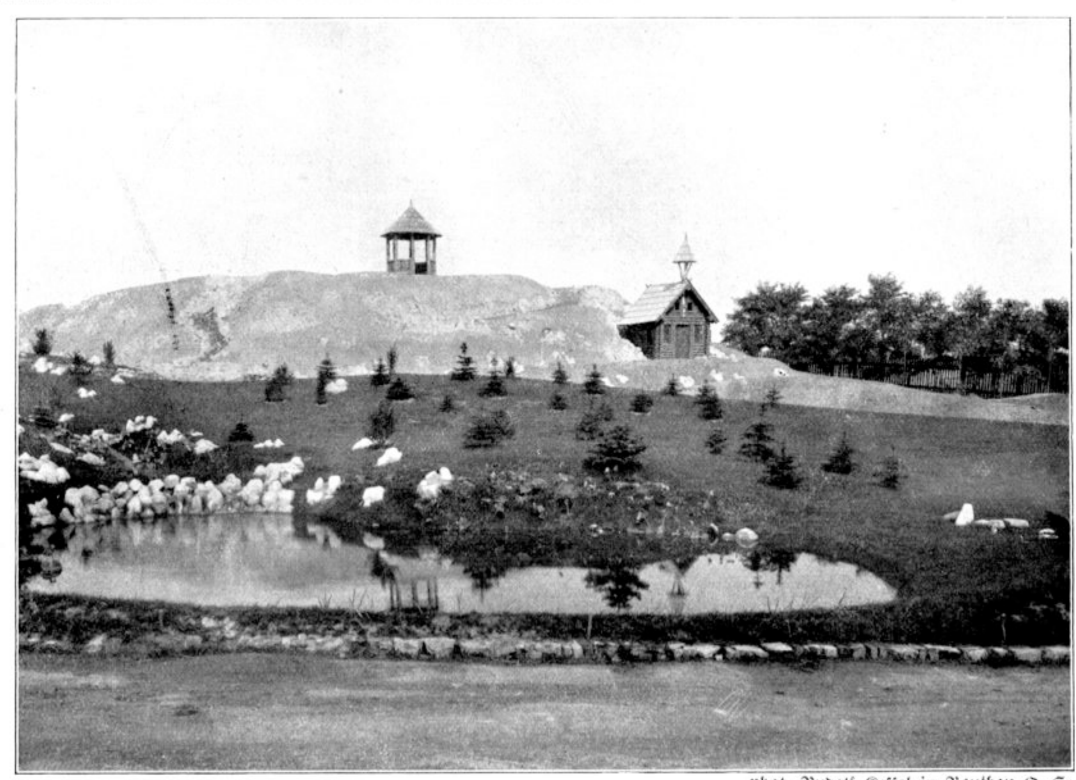
Die mächtige Entwickelung der oberschlesischen Montanindustrie hatte in ganz natürlicher Weise eine rapide Steigung der Bodenwerte zur Folge. Dort, wo vor etwa 10—30 Jahren in ländlicher Stille der Landmann sein Feld bestellte, sehen wir jetzt industrielle Anlagen, Hüttenschlote, Fördertürme etc. und ringsherum unzählige Wohnhäuser der Berg- und Hüttenleute. So mancher oberschlesische Bauer kam durch günstigen Verkauf seines Ackers im „Handumdrehen" zu großem Vermögen.

Die immer unerschwinglicher werdenden Bodenwerte veranlaßten unsere Gewerkschaften, jede Handbreit ihres Bodens auf die rationellste Weise auszunutzen und selbst die brachliegenden Halden zu Bauzwecken zu verwenden.

Ich möchte es nicht unterlassen, zur Erklärung des Begriffes „Halde" einige erklärende Worte vorauszuschicken. Die Halde ist eine Aufhäufung von groben Massen, die in Grubenbauen gewonnen und zu Tage gefördert werden, oder aber die Anhäufung jener wertlosen Produktion, die beim Verschmelzen von Erzen gewonnen und als Schlacke zur Seite abgestürzt wird. Außer den Erz- und Kohlenhalden, auf welchen die nützlichen Erzeugnisse der Bergwerke bis zu ihrer weiteren Beförderung lagern, unterscheidet man noch die Berge- und Schlackenhalden. Auf der Bergehalde kommt das wertlose, sogenannte „taube" Gestein zur Ablagerung, während man in der Neuzeit auf Grund der technischen Fortschritte die auf der Schlackenhalde abgestürzte Schlacke mit Nutzen noch verwertbar macht, so daß ein großer Teil der früheren Schlackenhalden als Bauplatz ausgenutzt werden kann.

Die durch ihre Wohlfahrtseinrichtungen rühmlichst bekannte Verwaltung der Donnersmarckhütte, Oberschlesische Eisen- und Kohlenwerke A.-G." hat auf ihren Schlackenhalden Bauten aufführen lassen, die außer ihrem nützlichen Zweck auch den ästhetischen Vorteil verzeichnen können, in architektonischer Hinsicht das Hüttengelände ganz erheblich verschönert zu haben. Außer einer Reihe schöner Arbeiter- und Beamtenhäuser heben sich hier namentlich das Verwaltungsgebäude und das Feuerwehrdepot hervor.

Eine der schönsten Parkanlagen, deren sich eine oberschlesische Industriestadt erfreuen kann, ist unstreitig die in Beuthen O.-S. seit kurzem geschaffene „Promenade". Den Grundstock zum heutigen Stadtpark in Beuthen bildete der seiner Zeit vom Oberbürgermeister Küper gegründete alte Teil des Stadtparks vor dem Wasserhebewerk. Das zweite Bild auf Seite 18 zeigt einen Promenadenweg dieses Parkteils mit Milchhäuschen. Seit 1868 wurden die an den alten Parkteil angrenzenden Bergehalden von der Verwaltung der Karsten-Zentrum-Grube, Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau- und Zinkhüttenbetrieb, angekauft und unter Stadtrat Wermund etappenweise angelegt. Der Park ist heute etwa 35 Hektar groß und unter der Gartendirektion Koehler in kunstreicher Weise ausgebaut worden. Ein Tierpark befindet sich darin, für dessen Erweiterung Stadtrat Hakuba 100 000 Mark gestiftet hat. Grotten und Teichanlagen, letztere zum Gondeln im Sommer und für die Eisbahn im Winter, tragen viel zur Verschönerung der Anlagen bei. Ein Bismarck-Denkmal gibt beredtes Zeugnis von der treudeutschen Gesinnung der Stadt hier an der fernen Grenze der deutschen Ostmark. Vor etwa 11 Jahren erwarb die Stadtverwaltung die Mikultschützer Schrotholzkirche, welche als Denkmal uralter Baukunst ebenfalls im Park Aufstellung gefunden hat. (Bilder auf Seite 18 und 19).



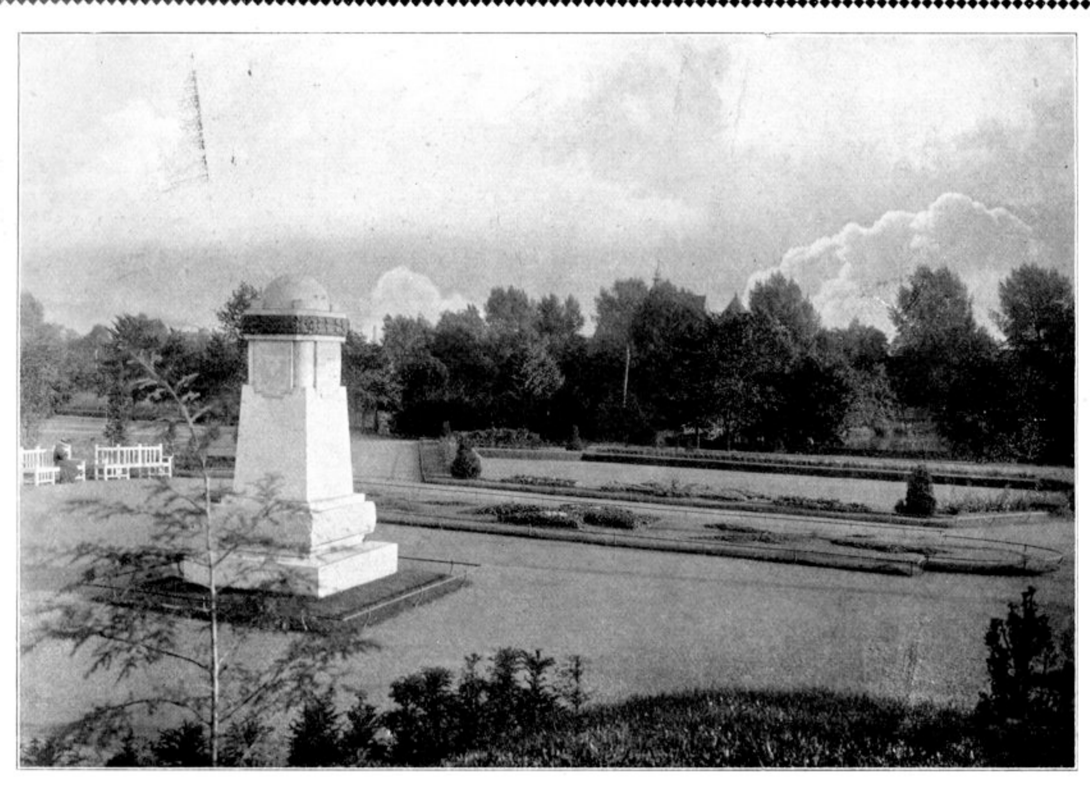
phot. Rudolf Keſſel in Beuthen O.-S.

Die Parkanlagen in Beuthen O.-S.
Im Umbau befindliches Haldengelände



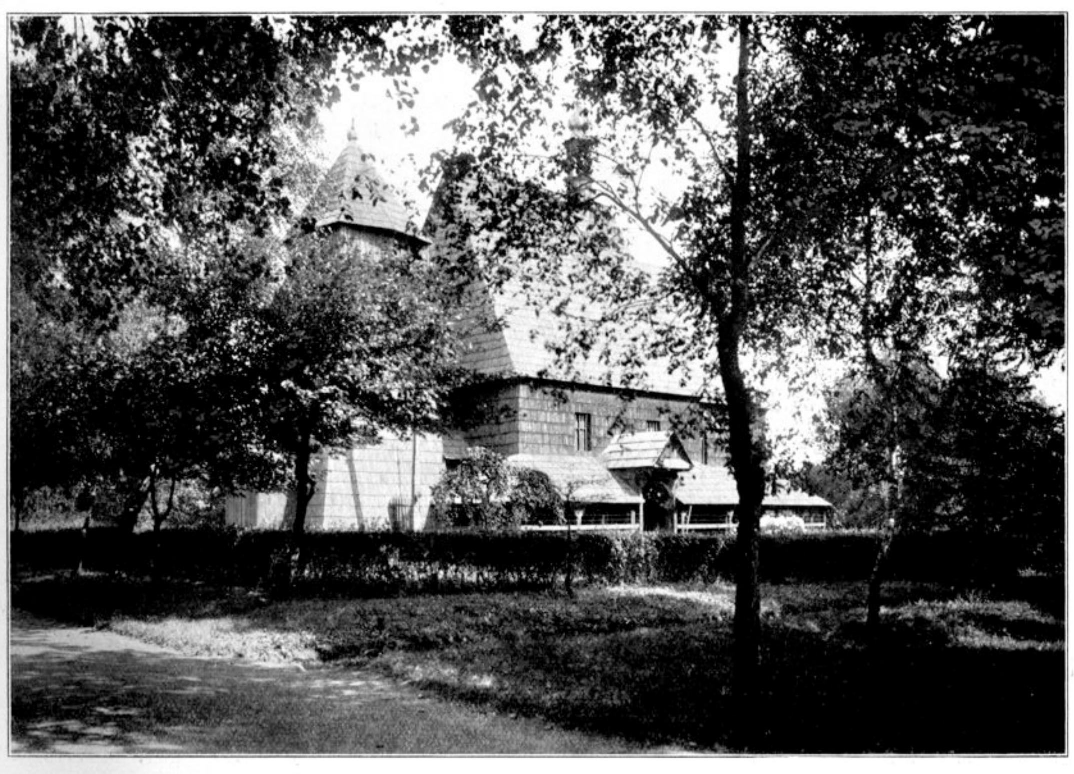
phot. Rudolf Keſſel in Beuthen O.-S.

Die Parkanlagen in Beuthen O.-S.
Teich mit Milchhäuschen



phot. Rudolf Kessel in Beuthen O.-S.

Die Parkanlagen in Beuthen O.-S.
Der Bismarckstein



phot. Rudolf Kessel in Beuthen O.-S.

Die Parkanlagen in Beuthen O.-S.
Die früher in Mikultschütz befindliche Schrotholzkirche

An der russischen Grenze

Von Benno Hein in Beuthen O/S.

Hell und klar strahlt die Herbstsonne auf das sonntagstille Dörfchen, auf die ruhig-feierlichen Felder und Wiesen der Grenzniederung herab, in der das Flüßchen träge seine Fluten weiterführt. Die Natur bereitet das große Schlafengehen vor, der Tag neigt sich müde zum Abend. In die langgezogenen, tiefbraunen Felder hat die Faust des Landmannes das Saatkorn gesenkt. In den Sterbegeruch der dahinwelkenden Blätter und Blüten, Gräser und Früchte mischt sich der frische, kräftige Erdduft der gesegneten Saatfelder. Hier Tod — dort keimendes Leben!

Im Westen, abgeschlossen durch einen grauen Wald, steigen im düstern Grau dichte Rauchwolken in die Höhe; hell lohen die Flammen der Hochöfen auf und machen der Sonne die Herrschaft streitig.

Jenseits des Grenzflusses, am Fuße des langgezogenen Hügels, der auf seinem Rücken dürftige Kiefern trägt, kleben kleine, weißgekalkte Lehmhäuschen, bescheiden träumend, gedrückt, unter dem Schutze einiger Pappeln, Buchen oder Holzbirnen. Von Stallgebäuden keine Spur. Friedlich hausen Menschen und Tiere, Hund und Katze zusammen.

Die klare Herbstluft läßt einen aus dem Häuschen tretenden polnischen Bauern deutlich erkennen. Gedrückt aussehend wie alle seine Landsleute, auf denen der ständige Druck politischer und wirtschaftlicher Knechtschaft lastet, stapft er langsam nach dem Ziehbrunnen hin. Sein Kopf macht eine Bewegung nach dem Grenzfluß, und er ruft dem im Grase versteckt liegenden russischen Wachtposten etwas zu. Doch der regt kaum sein Haupt. Schläfrigen Auges blickt der Kosak nach dem in tiefroten Farben leuchtenden Westhimmel, der auf das auch am Sonntage nicht ruhende Hasten und Jagen des Titanen Industrie herunterschaut.

Ungefähr tausend Schritte weiter leuchtet weiß das russische Wachthaus aus dem Grau der Herbstlandschaft heraus. Vor der Tür stehen primitive Holzbänke, von den Wachtsoldaten besetzt. In weißer Jacke, grüner Mütze und ebensolchem Beinkleid, das zum größten Teil in den hohen Schäften der massigen Stiefel vergraben ist, mit der qualmenden Pfeife zwischen den roten Lippen des braungebrannten, ausdrucksvollen Gesichts, machen die Kosaken einen kriegerisch-sympathischen Eindruck. Ein Soldat hat soeben die Ziehharmonika herausgeholt und beginnt zu spielen. Es ist ein wehmütiges, doch in verhaltener innerer Glut werbendes, scharf rhythmisches, russisches Lied. Klagt einer darin um sein Vaterland? Oder ist es ein Lied voll süßen Heimwehs nach den wilden Steppen des fernen, heimatlichen Ostens? Oder eine Liebesweise voll Sehnsucht nach der braunen Heideblume mit ihren krausen Löckchen, braunen Augen, feuchtfrischen Lippen und der liebezitternden, jungen Brust? Mit einem klagend langgezogenen Tone bricht die Melodie plötzlich ab, um unmittelbar in einen wilden Tanz voll scharf abgerissener und immer schneller werdender Harmonien überzugehen.

Und wie gerufen kommt den Feldrain herab eine kleine Schar junger Mädchen mit ihren bunten Kopftüchern, in allen Farben schillernden Jacken und dunklen Röcken. Da ist ja auch die Kasza, des Kosaken Taminow erklärte Braut. Schon springt er auf und beginnt, den Krakowiak zu tanzen. Die Arme in die Hüften gepreßt, beugt er die Knie; und wiederum springt er auf mit zurückgebeugtem Oberkörper und geöffneten Lippen, denen ein pfeifender Luftschrei entfährt. In wilder Hast dreht sich sein schlanker Körper mit Strampeln und Jauchzen, mit Schreien und Schleifen, in den Armen hält er die sich ihm entgegenwerfende Kasza; immer wilder wird die Melodie, immer toller der Tanz. Mit hochfliegenden Röcken, die Arme um den Hals ihres geliebten Muschiks geschlungen, mit wogender Brust und wild schlagendem Herzen, die heißen Lippen auf die des Liebsten gepreßt, tanzt Kasza. Vergessen alle Qual, alles Elend, aller Druck, alle Knechtschaft — nur Seligkeit in dem wildnatürlichen Strome des ewigen Naturtriebes!

Ein schriller Pfiff! — Ein Schuß! Bestürzt bleibt alles stehen; die Sitzenden springen auf und horchen gespannt. Ein Wachtposten ist in Gefahr, von Schmugglern bedrängt, die auf den Sonntags weniger strengen Dienst gebaut haben. Der Kapitän der Grenzwache, ein blonder, hoher, den Deutschen stammverwandter Livländer, tritt aus dem Häuschen; einige kurze, energische Kommandoworte, und fünf Kosaken eilen nach dem Stalle, um bald in weitausholendem Galopp davonzusprengen — darunter auch Taminow. Traurig schaut ihm Kasza nach. Wie grausam ist doch die Pflicht!



Kleinodien aus Großmutters Schmuckkästlein

Von Joseph August Lux in München

Unsere Mütter und Großmütter besaßen noch einen Schmuckschatz, der, den Adel einer hohen, bis in die graue Vorzeit zurückreichenden Ahnenschaft trägt. Es war Goldschmiedekunst, die in ihren wesentlichen technischen Merkmalen so alt war wie das Handwerk überhaupt. Was die Jahrhunderte hinzufügen konnten, waren kleine unwesentliche Verbesserungen oder Formänderungen, die jeweils von dem Geschmack und Stil einer Zeit bestimmt waren.

Wie verstanden doch die Frauen und Mädchen noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Kleinodien zu tragen! Ein feiner Anhauch des klassischen Geistes, der aus Etrurien, Griechenland und Aegypten kam und Boticelli's Geist inspirierte, ruhte auch noch auf den Kleinodien unserer Großmütter, diesen Familienerbstücken, und kam von da in die Porträts und Miniaturen jener Zeit, die mit einer unverlöschlichen Lebendigkeit auf unsere späten Enkel wirkten. Wir neigen uns vor der Grazie, dem edlen Anstand, der Würde und der Besitzfreude jener Frauen und Mädchen, die strenge Hüterinnen einer aus großen Kulturepochen stammenden, höfisch verfeinerten und bürgerlich gewordenen Tradition waren. Was wir heute so krampfhaft und mit nicht immer gewissen Erfolgen suchen, persönliche Kulturformen, die der veredelte Ausdruck unseres Zeitgeistes sind, hatten unsere Vorfahren zu Goethe's Zeiten im vollen Maße. Solche Porträts standen als Gnadenquellen über der Schwelle unserer Jugend. Wohl dem, für den sie nicht versiegt sind, und der aus ihnen die Kraft und Zuversicht gewann, die in diesem Leben dazu gehört, das Gute um sich zu versammeln und das Schlechte abzustoßen. In den überlieferten Schmuckstücken und sonstigen Reliquien ihres großen Staates lebte die Großmutter als fortwirkende Persönlichkeit auch unter uns, obzwar die Kinder sie nicht gekannt haben. Nur ihr Bildnis war da, eine große stattliche Dame mit schwarzen Haaren, die in der Mitte gescheitelt waren und sich in schönem Schwung tief in die Schläfe hineinzogen. Das lavendelblaue Seidenkleid war tief ausgeschnitten; ein feines Spitzentuch lag darüber. Um den edlen Hals lief eine neunfache Perlenschnur, vorne mit einer großen Goldbrosche zusammengehalten. Sie trug großes, aber ungemein fein gearbeitete Ohrgehänge der zwanziger Jahre, in den Haaren einen Steckkamm mit Goldfiligranarbeit und eine ebenso gearbeitete Gürtelschnalle, die das Kleid und die Taille hielt. Die zierlich aus vielen Details kunstvoll aufgebauten Ringe trugen die schönen Halbedelsteine, die damals noch so beliebt waren: Topas, Amethyst und Chrysopras. Dann waren kleinere Bildnisse da, Zeichnungen, Pastelle, Miniaturen aus früheren Jahren, daran die breitbehandelten Halsketten und sehr aparte Anhänger sichtbar

waren mit der goldenen Inschrift, die wie ein Liebesbrief wirkt: „Seul à vous.“

Wonach die Kunst sich heute sehnt, und was ihr zum Gedeihen fehlt, besaß jene Vergangenheit, auf die wir zärtlich zurückblicken, reichlich genug, die ästhetische Freude an gediegenen, schönen Leistungen. Es muß damals ein großes Vergnügen gewesen sein, Goldschmied zu sein. Noch war der Halbedelstein in künstlerischen Ehren; man liebte seine Farbe und Leuchtkraft, man wendete ihn in möglichst breiter Auslegung an, wußte ihn flach zu schneiden, und den Absichten des Künstlers in jeder Art dienstbar zu machen. Die Handarbeit war noch nicht in Verruf; sie war geschätzt und nach Gebühr bezahlt. Der Wert des Schmuckes bestand keineswegs allein in seinem materiellen Gehalt; er wurde nach der künstlerischen Form beurteilt, und der heute fast auf nichts reduzierte Fassonwert stand damals hoch im Kurs. Demgemäß wurde auch das Edelmetall behandelt. Gold und Silber besitzen köstliche Materialeigenschaften, aus denen die besten Ideen geschöpft wurden. Das Material ist weich, biegsam, dehnbar, unverwüstlich, von edlem Glanz; man suchte und fand Formen, durch die diese Eigenschaften in ein hohes Licht gesetzt wurden. Anstatt das Material zu vergewaltigen, wie es in den Niedergangszeiten oft geschieht, ließ sich der Künstler durch den Stoff und das Werkzeug inspirieren und kam auf diese Weise zu den sinnvollsten Gebilden. Die Maschine hatte sich der Sache noch nicht bemächtigt, die heute dem Gold und Silber oft das Ansehen von gestanztem Blech oder Messing gibt. Zu welchen entzückenden Erfindungen das feine Netzwerk der Filigrantechnik führte, kann man an alten Museumsbeispielen ersehen. Diese Technik ist so alt, wie die Goldschmiedekunst überhaupt, sie kommt in allen Epochen vor, im Orient des Altertums ebenso gut, wie in der Volkskunst der Friesen, im Bauernschmuck so gut wie in den Schatzkammern der Fürstinnen und der Bürgerinnen seit der Hochblüte unseres Handwerks bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Wie konnte der heilige Brunnen dieser Kunst versiegen? Trauer und Unwillen überkommt uns bei den Gedanken, daß diese herrlichen Stücke fast nur mehr Museumsgut sind, und daß das Volk selbst in entlegenen Landen den Sinn und Geschmack für diese Dinge, den die Vorfahren noch besaßen, verloren hat und sich für Schmuckbedürfnis mit der billigen Marktware begnügt, ja sogar diese vorzuziehen scheint.

Das hat die Neuzeit getan. Die Maschine hat sich der Sache bemächtigt und liefert Ringe, Ketten, Armbänder, Schließen, Nadeln, die einst das Ergebnis einer gedankenreichen und persönlich differenzierten Handarbeit waren, als fabriksmäßige Masse, und natürlich entsprechend billig. Der heutige Juwelier hat nichts weiter zu tun, als die von der Maschine gepreßten, in der üblichen fabriksmäßigen Härte und Glätte gelieferten Bestandteile zu montieren. Das Publikum, das in diesen Dingen die richtige Schätzung verloren hat, glaubt noch immer Handarbeit zu erstehen. Es ahnt nicht, daß die heutige Schmuckerzeugung bereits vollständig industrialisiert ist und im Großbetriebe erfolgt. Demgemäß hat auch die schöne Form und der gute Geschmack eine Einbuße erlitten, man schätzt nicht mehr so sehr die Fasson, die künstlerische Idee, als vielmehr den materiellen Wert. In der schlimmsten Zeit des Niedergangs, die wir glücklicher Weise schon überwunden haben, diente der Schmuck vor allem zur protzenhaften Schaustellung des Vermögens. Im Gegensatz zur früheren Kultur, die noch ihre Freude an der künstlerischen Arbeit hatte, schätzte man schließlich nur noch das sündhafte Geld, das sich in dem Schmuck repräsentierte, und beurteilte ihn fast ausschließlich nach seinem marktlichen Realwert. Die Jahrtausende alte Goldschmiedetechnik kam in Verfall und Vergessenheit; selbst auf dem Lande, wo der Edelschmied noch sein kümmerliches Dasein fristete, blieb auch die bäuerliche Kundschaft aus; er konnte der Konkurrenz der Maschinen und der allgemeinen Geschmackverderbnis nicht Stand halten.

Natürlich konnte die Erhebung aus dem tiefen Verfall nicht anders erfolgen als aus den neuen Techniken, denen bisher der künstlerische Adel fehlte. In Paris hatte ein Goldarbeiter vor etwa zwanzig Jahren damit angefangen, neue naturalistische Formen zu bilden, die dem Zeitgeschmack entsprachen, und die alten Erfahrungen der Goldschmiedekunst mit den neuen zu vereinigen. Auch er schnitt Halbedelsteine, arbeitete das Gold in leichten, dünnen Blättchen aus, schuf seine Libellen, Schmetterlinge und Skarabäen und erzielte ungeheure Preise, reine Fassonpreise. Er hat nicht nur eine neue Formenwelt für die Schmuckkunst erobert, sondern er hat dem Material wieder den künstlerischen Adel gegeben, den es unter der Herrschaft der Maschine verloren hatte. Dieser Künstler war René Lalique. Fast gleichzeitig jedoch trat auch eine Veredelung der Fabriksarbeit ein, die sich neuen Formanschauungen und Künstlerentwürfen zugänglicher zeigte als der alte Goldschmied, der nicht nur an der Technik, sondern auch starr an der überlieferten Form festhielt. Die modernen Entwerfer und Musterzeichner fanden in den Schmuckfabriken freundliches Entgegenkommen, denn diese arbeiteten für den Markt und waren



Schmuck vom Anfang des 19. Jahrhunderts aus Schlesien
(Privatbesitz)
(Aus dem Werke: Völkerschmuck. Die Quelle, Mappe 1, herausgegeben von Martin Gerlach)

umso konkurrenztüchtiger, je mehr sie Neues brachten. Es hängt damit zusammen, daß die neuen Ideen sich zunächst in der billigen Massenware und in den unechten versilberten oder vergoldeten Materialien zeigten. Die kostbareren Edelmetallsachen machten den Umschwung langsamer mit, sie hielten sich lieber an bewährten Formen, die das Eintagsleben zu überdauern versprachen. Es trat jene Erscheinung ein, die in dem letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete aller angewandten Künste eine atemlose Hetze nach neuen Mustern meistens auf Kosten der inneren Güte bedeutet.

Eine dritte Reform der Goldschmiedekunst ging von England aus; sie beruhte auf den Anregungen der Kunstapostel John Ruskin und William Morris und bezweckte die Wiedergenesung oder eigentlich Wiedererweckung der alten fast verloren, gegangenen Handwerkstechniken. Aber die englischen Goldschmiedegilden, die unter der Leitung dieser führenden Geister und insbesonders des ausgezeichneten Architekten C. R. Ashbee entstanden, griffen nicht nur die alte Handwerksweise, sondern mit ihr auch den alten Handwerksgeist und die alten Kunstformen wieder auf. Erst nach und nach, durch Werkzeuge und Material inspiriert, fanden neue Ideen Eingang in diese erweckte Edelmetallkunst, doch keineswegs umstürzlerisch, sondern die alten Traditionen in sanfter Weise weiter entwickelnd. Sie liebten das Silber des Silberglanzes, das Gold des Goldglanzes wegen; sie benützten die Halbedelsteine wieder, weil sie den Wert der Farbenschönheit für das Geschmeide erkannten. Das Kupfer war ihnen in künstlerischer Beziehung ebenso wertvoll wie die Edelmetalle; der Wert der kunsthandwerklichen Arbeit und der Idee sollte wieder erkannt und geschätzt werden. Das Material wurde so verwendet, daß es seine höchste dekorative Wirkung erreichte, das Goldgeschmeide wurde wie beim alten Schmuck aus dünnen Blättchen und Drähtchen aufgebaut und nicht aus dem Vollen herausgearbeitet. Man sieht aus den alten Beispielen, daß dünn und leicht behandelt, das Gold eine außerordentliche Schönheit gewinnt. Man begann wieder wie einst die Zeichnung aus kleinen Details zusammenzusetzen, die sich als einfache Formelemente wiederholen und ebenso komplizierte als edle Gebilde ergeben. Nicht nur an unserem Biedermeierschmuck, sondern auch an den Werken der ältesten Epochen der griechischen, ägyptischen, mykenischen, etruskischen, indischen und romanischen, hat man gefunden, daß Reichtum und Schönheit der Zeichnung durch Wiederholung einfacher Formen hervorgebracht wurde. Die schönsten Muster der Araber und Perser sind nur durch Aneinanderreihung und Verbindung einfachster Elemente entstanden, durch geistreiche Wiederholung und Wiederkehr aus flach geflochtenen, gerippten oder kornförmigen Drähten, die Seite an Seite gelegt, an der Oberfläche festgelötet und oftmals wie in den etruskischen und griechischen Erzeugnissen mit winzigen Körnern ausgefüllt wurden. Die Broschen, Schnallen, Halsbänder und sonstiges Geschmeide aus allen früheren Zeiten und Völkern weisen die gleiche handwerkliche Geschicklichkeit auf, sodaß man von einer ununterbrochenen Ueberlieferung der primitiven Methoden von den ältesten Zeiten bis auf jene großmütterlichen Tage sprechen darf. Das technische Einmaleins der Goldschmiedekunst, aus der jene Formensprache entwickelt wurde, ist uralt; die Herstellungsmethoden der Kügelchen, des gesponnenen Drahtes, der Punzen und der Model sind unverändert geblieben und wurden dergestalt von den englischen Kunstgewerblern wieder aufgenommen und somit der weiteren künstlerischen Pflege dargereicht. Das Beispiel hat auch bei uns in Deutschland ein sehr erfolgreiches Nachstreben bewirkt, und so ist neben der eigentlichen, immerhin wieder geschmackvoll gewordenen Marktfabrikation die echte Goldschmiedekunst im Kleinen wieder erblüht, aus der der Handwerker, der Künstler und der Liebhaber die gleichen Freuden zu erhoffen haben.



Halsschmuck aus Goldfiligran mit Perlen
Breslauer Arbeit von 1802



phot. Otto Damerau in Hermsdorf

Durchgang im Ausstellungshause
des Hausfleißvereins im Riesen- und Isergebirge in Warmbrunn

Aus dem Ausstellungshause in Warmbrunn

Von Direktor R. Kieser in Dessau*)

Die Eröffnungsausstellung kunstindustrieller Erzeugnisse aus dem schlesischen Berglande, die der Hausfleißverein im Riesen- und Isergebirge in einem eigenen Gebäude in Warmbrunn veranstaltet hat, teilt sich in zwei große Gruppen.

Die eine ist in zwei Sälen links von dem ovalen Eintrittsraum untergebracht und wird gebildet von den textilen Handarbeiten, die geschickte Frauenhände schufen. Rechts von der Eintrittshalle befindet sich die „vollberufliche“ Kunstindustriegruppe in einem großen, den ganzen rechten Teil des Flügels ausfüllenden Saal.

Ehe wir zur Betrachtung dieser beiden Industriegruppen kommen, verweilen wir einen Augenblick in dem stimmungsvollen, ovalen Repräsentationsraum, welcher mit seiner kleinen, in zwei Vitrinen untergebrachten und mit feinem künstlerischen Empfinden zusammengestellten Ausstellung besonders gewählter, wertvoller Erzeugnisse, gleichsam die Visitenkarte für das ganze Unternehmen bildet. Nach künstlerischen Prinzipien gruppiert, sehen wir im oberen Teil der linken Vitrine einen wunderbaren Nadelspitzenfächer in ausgereiftem,

*) Siehe Schlesien V, 468 ff.



phot. Otto Damerau in Hermsdorf

Eingangshalle im Ausstellungshause des Hausfleißvereins im Riesen- und Isergebirge in Warmbrunn

neuzeitlichem Charakter (aus der Spitzenschule der Fürstin von Pleß), welcher den Hintergrund bildet für eine kleine, blaue, in Gold armierte und mit einem feinen Rankenornament in weißen Emailfarben überzogene Glaskassette — eine alte Gürtlerarbeit. Ein feines, auf blassem Grün spitzengarniertes Handtäschchen vervollständigt dieses Bild, das von zwei abseits stehenden geschliffenen Gläsern flankiert wird.

Im unteren Teil des Schrankes sehen wir ein zweites Stilleben, bestehend aus einer stilvollen, sehr minutiös geschnitzten Madonnenfigur in Buchsbaumholz (in der Holzschnitzschule von dell Antonio geschnitzt), einem herrlichen Goldschmuck, der auf einem spitzenverzierten Taschentuch wirkungsvoll herausgehoben wird (Entwurf und Ausführung Freiin von Dobeneck), und einer feingeschliffenen rosig getönten Kristalldose. Leider wird die Linie des Aufbaus dieser Gruppe zerrissen durch einen dahinter gestellten, an sich sehr wertvollen, aber hier deplazierten Fächer. Zwei wunderbare aus der Josefinenhütte hervorgegangene Glaskelche, von denen der eine eleganten Golddekor, der andere ein aufgemaltes zierliches Ornament trägt, heben den künstlerischen Eindruck noch besonders.

Der gegenüberstehende Schrank zeigt in seinen zwei Abteilungen in der Einzelanordnung ebenfalls eine Reihe künstlerischer Gegenstände aus den verschiedenen Gebieten der Gebirgs-Industrie. Auf einem sehr schönen, künstlerisch gemusterten, im Atelier von Amalie Metzner ausgeführten Spitzentaschentuch steht eine schön geformte, mit weißem Email überfangene mit eingeschliffenen Ornamentformen und Buntmalerei versehene Deckelurne aus der Josefinenhütte; im Hintergrund eine in feinen Farben abgestimmte, seidengestickte Landschaft aus der Landschule von Fräulein E. Höniger aus Agnetendorf. Die kleine farbiggetönte Holzfigur des „schwarzen Franz" ist uns als Werk der Holzschnitzschule bekannt. Prachtvoll geschliffene und farbig verzierte Glaskelche vervollständigen die geschickt zusammengestellte Kollektion.

Im Mittelpunkt des unteren Vitrinenfaches steht die spitzentragende, flott bewegte „Krinolinendame," eine Porzellanpuppe, die eigens für die Schulen für künstlerische Nadelspitzen in Hirschberg von einem Münchener Künstler entworfen und ausgeführt und von Fräulein



phot. Otto Damerau in Hermsdorf
Raum für Textilien im Ausstellungshause des Hausfleißvereins im Riesen- und Isergebirge in Warmbrunn

von Dobeneck in jenem Zeitgeschmack angezogen wurde. Spitzenberänderte Kelchdecken tragen ihrer Bestimmung entsprechend herrliche Glaskelche, von denen ein von dem Glasgraveur Michels aus Hermsdorf geschnittener Glaspokal hervorgehoben sei.

Wenn wir uns bei dieser kleinen Ausstellung etwas länger aufhielten, als beabsichtigt war, so hat dies seinen Grund darin, daß wir gleich von vornherein zeigen wollten, daß auf eine gute Ausstellung der Gegenstände seitens der Vereinsleitung großer Wert gelegt wird. Ueberall zeigt sich in der Ausstellung ein einheitlicher und starker Wille, der selbst in das Sammelsurium der niederen Industrie-Artikel durch strenge Gliederung Ordnung zu bringen weiß.

Von der Betrachtung der Frauenarbeiten sei zu ihrer besseren Würdigung einiges über die Tätigkeit der Frauen in der engeren Heimat vorausgeschickt.

Bis auf wenige Ausnahmen sind fast alle ausgestellten Erzeugnisse Resultate von „Ergänzungsindustrien“. Als Ergänzungsindustrie muß die Spitzennäherei, die Bauernstickerei, die kleine Buntweberei, Leinendurchbrucharbeit u. a. angesehen werden. Diese im Riesengebirge von Frauen betriebenen Ergänzungsindustrien sind keine Heimarbeit im Sinne der Massen-Hausindustrie, wie sie beispielsweise das Erzgebirge in seiner Spitzenklöppelei hat. Unsere 400 bis 500 Frauen und Mädchen verdienen neben der Führung ihrer Haus- oder Landwirtschaft noch etwas zum Stammeinkommen. Sie können gar nicht die ganze Zeit von morgens bis abends „hauptberuflich“ im Nähen, Sticken usw. tätig sein; ihre Zeit gilt zuerst ihrem Beruf als „Frau und Mutter“, entweder der Versorgung ihrer Häuslichkeit oder dem Feld und der Erziehung ihrer Kinder. Die übrigbleibenden Tagesstunden, vornehmlich des langen Gebirgs-Winters, der mit seinem Ein- und Ausgang stark sieben Monate beansprucht, sind der sinnigen, aber „geldbringenden“ Nebenarbeit gewidmet, wobei auch die mehr oder weniger erwachsenen Mädchen der Mutter ebenso wie in der Haus- und Feldarbeit helfen müssen. Der verdiente Betrag ist ein willkommener Zuschuß zum Lohn des Mannes und, wo dieser fehlt, ist es der nötige Barbetrag, der neben dem Ertrag des Gartens

oder Ackers zum täglichen Leben nötig ist. Der Wert dieses Nebenerwerbs wird nicht besser illustriert als durch ein Beispiel aus dem praktischen Leben. Ein einfacher Mann vom Lande, jung verheiratet, erhält in der nahen Stadt die Stellung eines kleinen Hilfsbeamten mit einem Anfangsgehalt von etwa 50 Mark monatlich. Die Frau verdient mit durch Waschen und Putzen, und so glaubt man schon durchzukommen. Aber bald muß diese Tätigkeit der Frau infolge zu erwartenden Familienzuwachses eingestellt werden. Sie erlernt nun das Spitzennähen und verdient schon bald 20 bis 30 Mark monatlich neben der Verrichtung ihrer Hausarbeit. Auch nach dem ersten und zweiten Zuwachs behält sie die angenehme Beschäftigung bei, die es ihr ermöglicht im Haus zu bleiben und sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen und jetzt nachdem sie „ausgelernt“ hat, den Verdienst auf 25 bis 40 Mark monatlich zu bringen. Viele solche Fälle könnten vorgeführt werden; sie sprechen gewiß für die Erhaltung der Nebenindustrie. Wenn man die Begleitumstände nicht in Betracht zieht und diese Frauenarbeit als Hauptberuf betrachtet, freilich — dann erregt die Frage: Kann denn eine Frau mit 25 bis 40 Mark monatlich leben? einige Zweifel an ihrer Existenzberechtigung. Aber diese Frage wird eben nur von Leuten gestellt, die sich nicht der Mühe unterziehen, die bodenständigen Verhältnisse zu prüfen. Daß nun leider auch öfter von Behörden der Standpunkt vertreten wird, solche „Ergänzungsindustrien“ dürften nicht unterstützt werden, muß vom volkswirtschaftlichen und sozialen Standpunkte aus tief bedauert werden. Der Staat und die Gemeinden müssen das größte Interesse daran haben, diesen Ziergarten der Arbeit zu pflegen, grade weil er nicht die Mißstände der vollberuflichen Heimarbeit, jener Massenindustrie — wie sie die etwa 15 000 weiblichen Kräfte beschäftigende Spitzenklöppelei des Erzgebirges ist — im Gefolge hat. Er stärkt vielmehr die erwerbenden Volksschichten wirtschaftlich ganz erheblich und ist geeignet, auch Kräfte aufzunehmen, die im scharfen, beruflichen Wettbewerb des Lebens nicht mehr zu verwenden sind. Das kommt den Kommunen direkt und indirekt zu gute, weil auch ihre wirtschaftlich schwachen Mitglieder gestärkt, Unterstützungen und Armenlasten geringer werden; ebenso wird die sittliche Hebung der Bevölkerung gefördert.

Beginnen wir nun mit unserem Rundgang durch die Ausstellung. Wir finden im Vordersaal die Spitzen der älteren Metznerschen Schule, die besonders in der Anfertigung historischer Muster ebenso Hervorragendes leistet, wie die Spitzenschulen der Fürstin von Pleß (Leiterin Frl. von Dobeneck) in ihren neuzeitlichen, künstlerisch hochzuschätzenden Spitzen.

Schon öfter haben wir über die Nadelspitzen-Industrie berichtet, sodaß wir uns für heute mit diesem kurzen Hinweis begnügen wollen.

Etwas länger möchten wir verweilen bei den „Saalberger Trachten“, welche in Glaskästen mit fertigen, männlichen und weiblichen Kostümen ausgezeichnete Vorschläge für eine neue praktische, dabei malerische Gebirgstracht enthalten.

Vor etwa drei Jahren hat der Schriftsteller Bernhard Wilm in Saalberg eine Bewegung ins Leben gerufen, die darauf hinaus ging, an die alten, praktischen Gebirgstrachten anknüpfend, eine neue zweckmäßige, malerische und mit erschwinglichen Mitteln zu beschaffende Tracht zu schaffen. Er fing bei den Dorfnachbarn an, seine Reformpläne in die Praxis umzusetzen und hatte damit — wider Erwarten vieler Zweifler — wirklich Erfolg. Männer, Frauen und Kinder trugen diese Kleidung und fanden sie praktisch. Freilich mußte manches ausgeschaltet oder ganz anders gemacht werden, um es brauchbar zu machen. Aber es ging vorwärts! Eine besondere Nähschule wurde für die Dorffrauen und Mädchen eingerichtet, und nach alten Mustern wurden die einzelnen Teile der Tracht gestickt, gestrickt oder genäht. Die Freude der Schaffenden an der Arbeit wuchs umsomehr, je öfter ihre, im bäuerlichen Geschmack gehaltenen Arbeiten begehrt wurden. Und unter der äußerst umsichtigen und praktischen Leitung von Frau Wilm wurde bald nicht mehr nur für den eigenen Bedarf, sondern auch auf Bestellung gearbeitet, denn die auf das wieder zu Ehren kommende, grobe schlesische Leinen gestrickten Zopf- und Kreuzstichmuster zu Blusen, Kinderkleidern und Männersporthemden werden stark begehrt. Heute schon vermögen die 23 Stickerinnen der Nachfrage nicht mehr zu genügen.

Das ist gewiß ein schönes Zeugnis für die Sache selbst, andererseits aber auch ein sehr beachtenswerter wirtschaftlicher Faktor.

Wie sieht nun eine solche Saalberger Reformtracht aus? Hier verweise ich den Leser auf unsere Abbildungen und füge nur hinzu, daß bei diesen Reformvorschlägen die folgende Farbenzusammenstellung sehr gut wirkte: grüne Jacke, rotbraune Weste, schwarzbesticktes Hemd, schwarzer Hut und schwarze Hose, dunkelgrau gemusterte Stutzen mit gelben, rindsledernen Gebirgsschuhen. Herr Wilm läßt verständigerweise jedem Liebhaber hinsichtlich Schnitt und Farbe den Spielraum, den Neigung, Figur und Zweck fordern.



Neue Saalberger Trachten



Wer sich über diese Trachten eingehend unterrichten will, verlange von der Geschäftsstelle des Hausfleißvereins in Warmbrunn die von Herrn Wilm verfaßte Schrift: „Die Wiederbelebung und Weiterbildung schlesischer Trachten.“

Wir wenden uns nun den praktischen Textilarbeiten der Agnetendorfer Landschule, der uns durch ihre erfolgreichen, philantropischen Bestrebungen bekannten Elise Höniger in Agnetendorf zu. Sie erstrebt zunächst, bei den Gebirgsfrauen den Sinn für gesunde Farben in der Kleidung und in der Ausstattung zu wecken. Zu diesem Zwecke versammelt sie eine Zahl von Landmädchen, die sich bis zu 20 bei ihr einfinden, allwöchentlich an mehreren Nachmittagen um sich und läßt sie in den verschiedensten Techniken, wie Buntweben, Sticken, Knüpfen, Durchzugarbeiten, durch zwei ausgezeichnete, künstlerische Lehrerinnen unterrichten. Der Unterricht ist unentgeltlich; einige ältere Mädchen arbeiten gegen Lohn dauernd in der Schule. Eine große Zahl von Mädchen ist im Laufe der Jahre dort unterrichtet worden. Der Erfolg ist weniger draußen im Erwerb zu suchen, als drinnen in der Häuslichkeit der Frau. Als ich neulich gelegentlich des Besuches einer kleinen Häuslerfamilie eine zwar sehr einfache, aber selten geschmackvoll und mit riesig primitiven Mitteln gemütlich gestaltete Wohnung vorfand und meine Verwunderung darüber aussprach, sagte nur die Frau einfach und schlicht: „Ich war doch ein paar Monate bei Fräulein Höniger in Agnetendorf, sonst hätt' ich halt das auch nicht so.“ Diese Worte beseitigten die Zweifel über den praktischen Wert der doch mehr ästhetischen Bestrebungen. Die Agnetendorfer Stücke finden beim Publikum großen Anklang und werden gern gekauft.

Die umfangreiche Ausstellung zeigt schöne farbige Kissen, Behänge, Wandbilder, Täschchen, Häubchen, Decken usw. Einem späteren Bericht sei es vorbehalten, unseren Lesern die vorzüglichen Arbeiten auch im Bilde vorzuführen. Im hinteren Parksaal nehmen die guten künstlerischen Arbeiten von Fräulein Bibrowicz in Schreiberhau einen größeren Platz ein. Die einzelnen Stücke verraten in Zeichnung und Farbe, sowie in der technischen Ausführung feines Empfinden und gutes Können. Es ist erfreulich, daß es Künstler und Künstlerinnen gibt, die täglichen Gebrauchsgegenständen, wie sie doch nun einmal die Kissen, Teewärmer, Möbeldeckchen etc. sind, soviel Kraft und Zeit schenken, um hier geschmacklich bessernd einzugreifen. Ob sie aber dabei auf ihre Kosten kommen, ist eine andere Frage. Das große Publikum ist ja in seiner Mehrheit gar nicht in der Lage, die Preise für die Werke, deren Wert nicht mit der „Elle“ abgemessen werden kann, zu bezahlen. So kommt es, daß auch die schöne Ausstellung der vorgenannten Künstlerin noch durch keine Verkäufe auseinander gerissen ist. Das ist zwar bedauerlich, gibt aber die Lehre, Konzessionen an die Verhältnisse des praktischen Lebens zu machen. Sicher stellt sich dann auch neben dem künstlerischen Erfolg auch der „klingende“ ein, zur Freude der Künstlerin und zum Wohle ihrer kleinen Schreiberhauer Weberinnen.

Von der Leitung des Hausfleißvereins wird die Bibrowiczsche Ausstellung besonders geschätzt, weil sie geeignet ist, anregend und erzieherisch auf die übrigen Schaffenden einzuwirken. Dasselbe verspricht er sich von den schönen, mannigfaltigen, auf die praktischen Bedürfnisse und alltäglichen Verhältnisse eingehende Kollektiv-Ausstellung des Verbandes schlesischer Textilkünstlerinnen, an deren Spitze eine unserer tüchtigsten schlesischen Nutzkünstlerinnen, Frau Langer-Schlaffke, steht. Von ihr wurden eine Anzahl Schülerinnen ausgebildet, deren Wirkungskreis in unserem Gebirge liegt. Diese vielseitig und gründlich ausgebildeten Kräfte sind vorzügliche Helferinnen für den Hausfleißverein bei der Verwirklichung seiner Bestrebungen. Erst vor Kurzem konnte wieder in Hohenwiese eine Schule zur Ausbildung von weiblichen, jetzt in der mechanischen Hausindustrie beschäftigten Kräften gegründet werden.

Die Ausstellung bringt Körbchen, Schmuck, Kleidchen, Hüte, bemalte Kästchen und originelle Puppen in schlesischer Tracht, unter denen die Skatspieler- und Kirchengängerinnengruppe einer jungen Schülerin von Frau Langer-Schlaffke, Johanna Klapper aus Hermsdorf, viel Heiterkeit erregen.

Zum Schluß seien noch erwähnt eine Anzahl verschiedenster Handarbeiten von Einzelausstellerinnen, von welchen einzelne Leinendurchbrucharbeiten, hübsch gearbeitete irische Spitzen und einige Makraméearbeiten recht gut gefallen.

Wie notwendig aber gute, künstlerische Ausstellungen als Geschmacksbildungsmittel sind, das beweisen die stillosen Seitensprünge, wie wir einige Arbeiten bezeichnen möchten. Dahin gehörten die „gebrannten“ Samtarbeiten und die bemalten Plüschdecken und eine Anzahl „moderner“ Handarbeiten, die in Zeichnung und Farbe noch sehr der guten Beeinflussung bedürfen.



Eine Menzel-Anekdote in Briefen

Von Dr. Conrad Buchwald in Breslau

Als Adolph von Menzel am 8. Dezember 1885 seinen 70. Geburtstag feierte, hat ihn die Vaterstadt Breslau — übrigens auf eine Anregung Anton von Werners hin — zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Der damalige Baurat Luedecke zeichnete ihm, dem großen Meister der Diplome, den Ehrenbürgerbrief, der von Stadtbaurat Plüddemann und Stadtrat Hübner, einem guten Freunde Menzels, nach Berlin überbracht wurde.

Erst am 27. März des nächsten Jahres dankte der greise Künstler, „der Ruhe des Alters noch nicht theilhaft geworden," wie er schreibt, in einem sehr warm gehaltenen Briefe dem Magistrat für die ihm zuteil gewordene Auszeichnung. Besonders hatte ihn auch auf dem Ehrenbürgerbriefe der Rückblick auf die Stadtgegend und die Straße, die seine Geburtsstätte in sich schloß, erfreut. „Meine alte, interessante Vaterstadt!", schreibt er, „mit ihrem Rathaus, ihren Kirchen, Plätzen, Straßen und alten Gassen! Wie gegenwärtig wieder!"

Und nach neunzehn Jahren noch war ihm diese Ehrung so lebendig, daß er an eine Gegengabe dachte.

Gustav Eilers, der im vorigen Jahre gestorbene Berliner Graphiker, hatte Menzels Gemälde „Friedrich der Große auf Reisen", das in der Galerie Ravené in Berlin hängt, in Kupfer gestochen. Menzel bestellte sich ein Exemplar dieses Stichs bei Eilers, um ihn dem Magistrat von Breslau zu verehren. Eilers schickte, man könnte sagen, selbstverständlich einen der ersten und besten Drucke, einen sogenannten Remarquedruck. Darauf schrieb Menzel an Eilers folgenden Brief:

Berl. den 5. März 04.

Verehrter Herr College!

Ich habe mich eines schweren — Vergessenheitsfehlers anzuklagen: als ich mir das qu. Blatt bei Ihnen bestellte hatte ich nur Ihren Stich „vor Augen und im Herzen"! übersah völlig die Finesse des Remarque-Druckes! Nun ist aber das Blatt von mir zum Geschenk an den Magistrat von Breslau, (meiner Vaterstadt) bestimmt, welche mich s. Z. zum „Ehrenbürger" ernannt hat —. Ich weiß nicht ob die Eigenschaft des avant la lettre jedem der würdigen Mitglieder solches Collegiums als Wertherhöhung geläufig sein mag — ob nicht vielleicht das Gegenteil? Das kurze und lange ist eben: haben Sie überhaupt Drucke mit Unterschrift bei sich auf Lager? zum Umtausch? Noch habe ich das Blatt aus Ihrer Verpackung nicht herausgenommen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Menzel

Offenbar wurde daraufhin dieses Blatt in einen Schriftdruck umgetauscht, d. h. einen solchen, auf dem der Inhalt der Darstellung in einer Unterschrift erklärt ist. Darauf schrieb Menzel in seinen wunderbaren, lapidaren Schriftzügen, die ihm im Alter von 89 Jahren noch eigen waren:

B. d. 9. März 1904.

Hochgeehrter Herr College!

Diese Form ist mir die dem Zweck und dem Kollegium der Herrn Stadt-Väter die entsprechende! sie sollen Schwarz auf Weiß sehen, was es vorstellt und besagen will! Aber Sie haben mir den Preis nicht dabei notiert!? Bitte umgehend darum! meine Fahrläßigkeit bei Vermeld meines Auftrags ist mir tief leid! Sie sind dadurch in garstigen Mühsal von dreimaliger Verpackung gestürtzt worden!!!

Mit dem Ausdruck aufrichtigster Hochachtung

Der Ihrige

Menzel

Ihren Damen meine Empfehlung

Beide Briefe befinden sich in Berliner Privatbesitz. Als der Besitzer, dem ebenso wie seiner kunstsinnigen Gattin hier nochmals für die Erlaubnis der Veröffentlichung der Briefe herzlichst gedankt sei, sie einmal im Berliner Künstlerverein vorgelesen, erregten sie einen Sturm allgemeinster Heiterkeit.

Nichts anderes sollen sie auch an dieser Stelle. Sie werden den Ruhm des großen Künstlers nicht schmälern, bleiben aber doch ein köstliches Selbstbildnis der „kleinen Exzellenz," von deren Knorrigkeit und Schrulligkeit so viele, aber nicht immer so authentische Histörchen erzählt werden, wie diese es ist.

Und nun zum Schluß der Geschichte! Ob vielleicht doch der Preis, selbst des billigeren Schriftdrucks, den bekanntlich sehr sparsamen Menzel noch erschreckt hat?! Wenigstens ist das Blatt, so viel sich feststellen ließ, beim Breslauer Magistrat nie angekommen.

Von Nah und Fern

Das neue Titelblatt und unsere Beilagen

Das neue Titelblatt unserer Zeitschrift mit Rübezahl, dem alten Schutzgeist unseres Landes, hat Willibald Krain gezeichnet, derselbe, dem wir die Titelköpfe für die einzelnen Teile jedes Heftes verdanken. Der noch junge, vielversprechende Künstler ist ein Breslauer Kind, der vor acht Jahren die Kunstakademie seiner Vaterstadt bezog und dort Schüler von Arnold Busch und Eduard Kaempffer war und dann nach München in die Malklasse Angelo Janks ging. Seit 1908 ist er selbständig in München tätig und hauptsächlich wohl durch seine künstlerischen Beiträge für die „Jugend“ allgemeiner bekannt geworden.

Das Gruppenbildnis (Beilage Nr. 1) von unserem Landsmann Georg Schuster-Woldan, von dessen Schaffen wir schon öfter erzählt haben, hat neben vielen anderen Vorzügen den der Vornehmheit. Das ist der erste Eindruck! Er setzt sich aus vielen Eindrücken, denen der Eleganz, Ruhe, Schlichtheit, der Selbstverständlichkeit des künstlerischen Arrangements zusammen. Darin erinnert es an die englische Porträtkunst, die wie die holländische des 17. Jahrhunderts, vom 18. Jahrhundert an das Vollendetste darstellt, was auf diesem Felde der Malerei geschaffen wurde. Auf dieser Tradition ist unser Bild als durchaus selbständige Leistung aufgebaut.

Die dritte und vierte Beilage sind oberschlesische Trachtenbilder aus dem Besitze des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, zwei von vier Typen aus Königshütte, die der junge Künstler Paul Segieth, der selbst aus Königshütte stammt und jetzt nach dem Besuche der Breslauer Kunstakademie in München studiert, in ihrer Umgebung sehr gut erfaßt und in Temperafarben wiedergegeben hat.

Das Museum, trotz seiner städtischen Verwaltung eine Art Landesmuseum, hat selbstverständlich auch der schlesischen Volkskunst — für die Volkskunde, aber von rein literarischem Standpunkte sorgt eine eigene Gesellschaft — sein Interesse zugewandt. Freilich kann es sich bei dem großen Raummangel, an dem es leidet, nur aufs Sammeln, aufs Aufspeichern für die Zukunft verlegen, wo es gerade noch die letzten Reste an Volkskunst in unserem Lande zu retten gilt. Für diese Abteilung hat es vor zwei Jahren begonnen, eine Sammlung von bildlichen Darstellungen schlesischer Trachten und auch volkstümlicher Bauweise anzulegen, die Sachlichkeit in künstlerischer Form repräsentieren sollen. So entstanden auf Bestellung bei schlesischen Künstlern außer den Trachtenbildern drei Landschaftsbilder mit charakteristischen Riesengebirgs-Häusern, von denen wir später einige abbilden werden. Diese sieben Bilder sind ein Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins an das Museum. Diese Reihe wird demnächst erweitert werden durch ein großes Figurenbild „Oberschlesische Hochzeit,“ das Franz Wilhelm Voigt, ein Mitglied der Münchener Künstlervereinigung „Scholle“, für das Museum malt.

Gerade die oberschlesischen Volkstrachten sind uns in letzter Zeit besonders nahe gerückt worden, nicht zum wenigsten auch durch den Besuch von 50 Oberschlesiern, die während der Breslauer Festwoche 1911 in ihren alten Trachten ihre heimatlichen Tänze und sonstigen Volksgebräuche vorführten.

Es waren Mitglieder des Trachtenvereins Koslowagora, dessen Gründung im Jahre 1910 auf eine Anregung des Grafen Guidotto Henckel von Donnersmarck auf Schloß Koslowagora zurückgeht und der in demselben Jahre noch unserem Kaiser bei dem Jagd-Aufenthalte in Schloß Neudeck vorgestellt wurde. Auch die Nachbargemeinde Orzech hat innerhalb ihres Vereins für Wohlfahrt und Heimatpflege eine Trachtenabteilung.

Kunstgewerbeverein

Die satzungsmäßige Hauptversammlung des Kunstgewerbe-Vereins für Breslau und die Provinz Schlesien mit der das neue Geschäftsjahr eröffnet wird, findet am 25. Oktober statt.



Ex libris
von Josef Sobainsky in Breslau



Oberschlesische Bäuerin
Gemälde von Paul Segieth
Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ